

Münchner Feuilleton

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

JULI · NR. 76 · 7.7.–3.8.2018 · www.muenchner-feuilleton.de

Revolution

im

Regal

Öffentliche Bücherschränke sind doch mal eine Idee, die man weiterentwickeln könnte. Sie fördern eine schwellenlose soziale Teilhabe, bergen spannende Entdeckungen und schaffen zu Hause Luft.

Grafik: Anja Wesner

CHRISTINE KNÖDLER

Ein Frühsommerabend nahe München, am Ufer des Würthsees. Über die Wiese watscheln Enten, Kinder schaukeln, Erwachsene trinken Bier, dazu gibt's Pommes, Eis für alle – und noch etwas ist neben dem Alpenpanorama für alle da und kostet nichts: Bücher. Ausgerechnet. Friedlich stehen sie in rostbraun abgestrahlten, zum Regal aufeinandergestapelten Metallkuben: Belletristik, Krimis, Reiseliteratur, eine Handvoll Kinderbücher, Sachbücher, »1913« ist auch dabei und – ja! – dieses bislang im eigenen Viel-zu-Vielen untergegangene Buch von Florian Illies darf ich mitnehmen. Denn das ist das Prinzip der öffentlichen Bücherschränke: lesen, zurückbringen oder behalten, einen Titel aus den eigenen Beständen beisteuern, kurz: tauschen, weiterlesen. Was in der Bonbonindustrie einst markenbildend war, funktioniert auch bei Büchern: Nimm 1? Nimm 2! Und lies!

Als Phänomen ist das nicht neu. Seit den späten neunziger Jahren sind öffentliche Bücherschränke in Deutschland zu finden, die Liste der Standorte in Bayern verzeichnet für

München mittlerweile zehn, Speckgürtel nicht mitgezählt, Tendenz steigend. Das ist eine gute Nachricht und darum gerade in unserer Zeit, die mit guten Nachrichten geizt und den Abgesang des Buches anstimmt, unbedingt der Rede wert.

Öffentliche Bücherregale, offene Bücherschränke, Lib(e)ritheken, Literaturboxen, Bücherboxen oder wie sie inzwischen auch immer heißen, zeigen: Es gibt sie, die engagierten Leute, die sich von bürokratischen Hürden nicht abschrecken lassen, sich erst um den Aufbau, dann um die Pflege des Orts wie der Buchbestände kümmern. Und sie beweisen qua Existenz: Es gibt sie, die Bücher. Es gibt sie, die Leserinnen und Leser.

Den erschreckenden Zahlen vom millionenfachen Leserschwund und dem entsprechenden Einbruch der Buchverkäufe zum Trotz stehen öffentliche Bücherregale, die auch mal Ex-Telefonzellen, Trafohäuschen oder ausrangierte Kühlschränke sein können, wie kleine idealistische Trutzburgen im öffentlichen Raum, gut gefüllt mit ihrem Lesefutter

und sagen mit dem Charme des legendären Igels: Ich bin schon da! Nimm 2!

Als Metapher lässt sich das weiterspinnen: Bücher sind Lesefutter. Bücher sind Futterplätze für die Seele. Öffentliche Bücherregale nehmen das beim Wort – so gesehen sind sie die Traufen. Und wie sich im Wald Reh-Trauben um Futterplätze bilden, um sich genüsslich kauend zu sättigen, so bilden sich, das bestätigen Initiatoren genauso wie Städteplaner, Leser-Trauben um öffentliche Bücherregale. Die werden zu Treffpunkten. Im Wort-sinn en passant führen sie zur Sichtbarkeit des Lesens. Sie machen Lesen publik. Sie machen Lesen schmackhaft. Und weil das Ganze im nicht per se Büchern zugewiesenen Umfeld stattfindet, eben nicht in Buchhandlungen oder Bibliotheken, erregen öffentliche Bücherregale Aufmerksamkeit bei Lesern und Nichtlesern. Sie haben Ansteckungspotenzial. Sie sind Überzeugungstäter oder Verführungskünstler in eigener Sache.

In einer Art ideellem Recyceln legen sie Widerspruch ein gegen die moderne Wegwerf-

gesellschaft und ermöglichen noch dazu eine neue Art des Lesens. Die bunt zusammengewürfelten Bücher secondhand sagen viel über verschiedene Lektüren, über Lesegewohnheiten, Erwartungen, Vorlieben aus, darüber, was mal gelesen wurde, was aussortiert und dadurch buchstäblich mit-geteilt wird.

Das wiederum führt zu einer beinahe revolutionären Rolle der öffentlichen Bücherregale: Die klassenlose Einigkeit der Bücher fordert und fördert ein klassenloses Lesen, ohne definierte Zielgruppe, über alle möglichen Zuschreibungen, über Genre-, Generationen-, Geschlechtergrenzen hinweg, von U zu E. Prestigelesen? Bildungslesen? Geschmackslesen? Nö! Jedenfalls nicht nur. Dafür absichtslos lesen, freilesen, gern auch mal fremdlesen. Schließlich geht es um das, was »1913« attestiert worden ist: um das »Glück« des Lesens. Öffentliche Bücherregale bieten dafür nicht nur die notwendige Hardware. Sie bilden selbst ab, worin dieses Glück liegt. Und vielleicht schreibt irgendwann ja mal Florian Illies über sie. ||

IMPRESSUM SEITE 7



MÜNCHNER
FEUILLETON
Breisacher Str. 4
81667 München
T.: 089 48920971

LITERATUR SEITE 2–7

Mit auf die Reise! Beste Bücher

Endlich Zeit, sich auch mal auf sperrigere Lektüre einzulassen oder einfach nur zu genießen. 27 Bücher, vom besten.

BÜHNE SEITE 8–13

Wohin dreht sich diese Welt?

Das Theater im Juli beschäftigt sich mit Überwachung durch Staat und Wirtschaft, und allenthalben taucht Künstliche Intelligenz auf.

MUSIK SEITE 17–21

Überraschung!

Die Münchner Biennale hat einiges gewagt. Zwei Meinungen zu einem spannenden Festival.

FILM SEITE 22–26

100 Jahre Ingmar Bergmann

Margarethe von Trotta dreht über den Meisterregisseur ihren ersten Dokumentarfilm.

STADTBILD SEITE 27

Startschuss im Kreativquartier

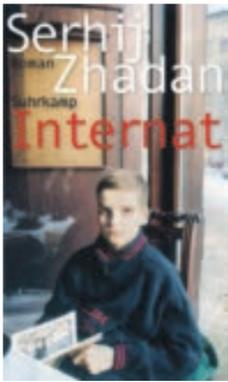
Der erste neue Baustein in Münchens Stadtlabor ist ein Start-up-Labor. Es hat das Potential zur Initialzündung oder zum Fehlstart.

BILDENDE KUNST SEITE 28–31

PAM2018 Die Public Art Munich ist im Mai mit großen Versprechungen und großem Budget gestartet. Wie viel konnte davon umgesetzt werden und woran hakt es?

Abos unter www.muenchner-feuilleton.de

Mit auf die **R**eise!



MITTEN IM KRIEG

I Er hat sich nie irgendwo eingemischt. Was geht ihn die Politik an? Widerwillig macht sich der Lehrer Pascha auf, seinen Neffen aus dem Internat in einer namenlosen ostukrainischen Stadt zu holen, und befindet sich plötzlich mitten im Krieg. Zwischen Straßensperren, Panzern und Leichen irrt er durch apokalyptische Landschaften und blickt staunend auf die Gnade eines kleinen bedeutungslosen Lebens zurück. Jeder Mensch könnte ein Feind sein, hinter jeder Tür lauert der Tod. Warum hier wer gegen wen kämpft, bleibt unbegreiflich. Drei qualvoll lange Tage, die ihn verändern werden, taumelt der Antiheld mit dem Jungen durch ein zerstörtes Land, eine surreale Welt, in der er eben noch daheim war. In einer schmerzlich genauen und berückend poetischen Sprache führt uns Serhij Zhadans zutiefst menschlicher Roman durch den unmenschlichen Irrsinn, der Krieg heißt. Auf den letzten Seiten wechselt die Perspektive, klingt das Buch mit überraschend warmen und lichten Tönen aus. Am Ende finden die beiden nach Hause, wo die Fenster leuchten in »einem gleichmäßigen Fernsehlicht«.

PETRA HALLMAYER

SERHIJ ZHADAN: INTERNAT

Aus dem Ukrainischen von Juri Durkot und Sabine Stöhr | Suhrkamp, 2018 | 301 Seiten
22 Euro



EGOTRIP

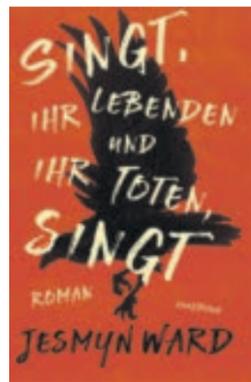
Erst verlässt die Mutter den Vater wegen eines peruanischen Panflötenspielers. Sie ist Ethnologin, das muss man verstehen. Dann ziehen die Eltern eine Wand in die Wohnung ein. Auf der einen Seite lebt der Junge, Claude, mit dem Vater, auf der anderen die Mutter mit dem kleinen Bruder Broni und dem neuen Mann. Weder Mutter noch Bruder bekommt der Junge zu Gesicht. Dann zieht die Mutterfamilie ganz weg, der Vater lacht sich eine neue Freundin an und verschwindet ebenfalls. Seinem Sohn setzt er eine Gruppe Chinesen in die Wohnung. Als Claude der Oma sagt, dass

er unfassbar traurig darüber ist, dass die Mama ihn nicht sehen will, schmeißt die Oma ihn raus. Weil er so unverschämt ist. Es ist ein sehr trauriges Buch, das der an Wien assimilierte Duisburger Dirk Stermann da geschrieben hat. Es ist ein Buch, das wütend macht auf diese selbstgefälligen Selbstverwirklicher. Und doch ist es irre lustig, wie Claude in einer parzivalhaften Tapferkeit durch sein zerstörtes Leben stapft, denn da gibt es ja auch noch den Taxifahrer Dirko und das Mädchen Minako und all die interessanten Hinrichtungsstätten in Wien. ||

CHRISTIANE WECHSELBERGER

DIRK STERMANN: DER JUNGE BEKOMMT DAS GUTE ZULETZT

rororo, 2017 | 224 Seiten | 9,99 Euro
Gebunden 19,95 Euro



DUNKLE GEHEIMNISSE

S Mit ihrem großartigen Debüt, 2011 auf Deutsch, unter dem Titel »Vor dem Sturm« erschienen, gewann Jesmyn Ward den National Book Award und hat ihn gleich mit dem nächsten Roman »Singt, ihr Lebenden und ihr Toten, singt« als erste Frau ein zweites Mal gewonnen. Wieder ist es eine tragische Geschichte um eine afroamerikanische Familie. Der 13-jährige Jojo, seine dreijährige Schwester Kayla, die drogensüchtige Mutter, die sich nicht um die Kinder kümmert, und eine weiße Freundin sind unterwegs, um den weißen Vater aus dem Gefängnis abzuholen. Jojo misstraut seiner Mutter Leonie, die ihn und seine Schwester vernachlässigt und immer wieder ihr Leben aufs Spiel setzt. Aus Leonies Perspektive erzählt, ahnt der Leser die Hintergründe für ihr Versagen in diesem rassistischen, von Armut und Drogen geprägten Milieu. Denn erzählt wird aus verschiedenen Perspektiven und von drei Generationen, sodass die Erinnerungen weit in die Vergangenheit zurückreichen. Auch der von Jojo hochverehrte Großvater, der die Kinder allein großzieht, schleppt seine Lebenstraumata mit. Und die Toten singen mit – im wahrsten Sinne des Wortes. Ein unbedingt lesenswertes Stück großer Literatur. ||

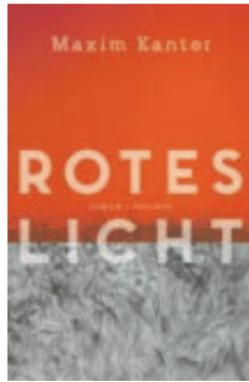
GISELA FICHTL

JESMYN WARD: SINGT, IHR LEBENDEN UND IHR TOTEN, SINGT

Aus dem Englischen von Ulrike Becker Kunstmann, 2018 | 304 Seiten | 22 Euro

ELENDES JAHRHUNDERT

Es ist der europäische Roman der Stunde. Und er spielt in Russland. »Der Held dieses Buches, der Jude Solomon Richter, lag im



rL

Sterben, so wie Europa und die Demokratie.« Das ist der erste Satz von Maxim Kantors grandiosem Romanungetüm. Man fragt sich, was danach noch kommen soll. Der bildende Künstler Kantor breitet auf 700 Seiten nichts Geringeres als ein Epochengemälde des 20. Jahrhunderts aus. Die ganze Scheiße. Stalins Terror, Totalitarismus, Zweiter Weltkrieg, Verfolgung. Schließlich die Hoffnung: Perestroika, nur um schließlich bei Putins Lügen und dem Ukrainekrieg zu landen. Kantor schließt Historie und Gegenwart kurz. Ans Totenbett unseres Helden stellt der Schriftsteller den mephistophelischen Nazi Ernst Hanfstaengl, erweckt ihn quasi von den Toten zum Leben. Der Relativismus unserer letzten Jahre hat sein Auftreten unausweichlich gemacht. Das Böse tritt hier als Medium in Erscheinung, weder als Krieger noch als Politiker. Als eine Stimmung liegt es in der Luft: »Putin erließ keine Befehle, die Opposition zu zerschlagen, das regelte sich von allein; er befahl nicht, Gatschew erschießen zu lassen, die Kugel flog von selbst; er befahl nicht, Ukrainer zu töten, die Soldaten fuhren hin und schossen. Das Medium hat sie nur in Versuchung geführt.« Man fragt sich bei der Lektüre, ob das elende 20. Jahrhundert je geendet hat. ||

CHRIS SCHINKE

MAXIM KANTOR: ROTES LICHT

Aus dem Russischen von Juri Elperin, Sebastian Gutnik, Olga Korneev, Claudia Korneev Zsolnay, 2018 | 704 Seiten | 29 Euro



Sch

GEBURT EINES DICHTERS

Manhattan, Frühjahr 1966: In Slug's Saloon in der unteren Lower East Side wird der Ich-Erzähler, ein 23-jähriger Pfarrerssohn aus Nordhessen, durch die »vulkanische Gewalt der Musik« verzaubert. Wie noch nie zuvor spürt er die unwiderstehliche Kraft von Freiheit und Schönheit, die ihn zu einem politisch wachen Künstler werden lässt. »Improvisieren, frei und doch an versteckte Regeln gebunden, so war es oft auch beim Schreiben.« Slug's Saloon wird zum Geburtsort

eines jungen Dichters namens F.C. Delius. Das fulminante Free-Jazz-Konzert des Albert Ayler setzt einen Strom von Assoziationen frei. »Neben dieser Vorstellung liefen auf einer zweiten Spur im Gehirn Filme ab.« In diesen Filmen geht es um Pubertätskonflikte mit dem vom Zweiten Weltkrieg nicht unbeschädigten Vater, um frühe Küsse und Liebes-schmerzen und vor allem um die Entdeckung der »Heilkraft des Schaffens und Schöpfens«. Die expressive und zugleich elegante Prosa des Büchner-Preisträgers trägt und lässt sogar den öden Buchtitel vergessen. ||

KLAUS HÜBNER

FRIEDRICH CHRISTIAN DELIUS: DIE ZUKUNFT DER SCHÖNHIT

Erzählung | Rowohlt Berlin, 2018 | 92 Seiten
16 Euro



ENG VERBUNDEN

K Die empfehlenswerteste Altersvorsorge sei eine Tochter, erzählte der Palliativmediziner Gian Domenico Borasio Anuschka Roshani. Notfalls solle man die Auswahl der Schwiegertochter beeinflussen, auf einen Sohn sei kaum Verlass. Angesichts ihrer Ursprungsfamilie hat Roshani noch eine Idee: »oder aber man solle sich eine Exfrau wie meine Mutter anschaffen.« In ihren »Erinnerungen an meine noch lebenden Eltern« – so der Untertitel ihres literarischen Debüts – erzählt die Journalistin, wie ihr exzentrischer Vater 1955 aus Teheran über Freiburg nach Berlin kam und dort ihre Mutter, ein Mannequin, traf. Sie heiratete, bekamen zwei Töchter, trennten sich – und blieben einander eng verbunden. Gemeinsame Kinder mögen ein Grund sein, doch diese Komplizenschaft geht tiefer. Ausgehend von der Parkinson-Erkrankung des Vaters und dem eigenen fortschreitenden Alter erkundet Roshani warmherzig und vergnüglich zwei schillernde Biografien im Nachkriegsdeutschland. Und ja: Sie selbst hat längst eine Tochter. ||

TINA RAUSCH

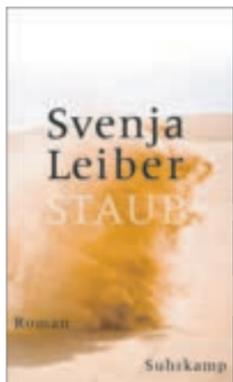
ANUSCHKA ROSHANI: KOMPLIZEN

Erinnerungen an meine noch lebenden Eltern
Kein & Aber, 2018 | 144 Seiten | 20 Euro

RETTUNGSLOS

Wer durchkomponierte Plots und klare Zuordnungen in der Literatur schätzt, wird mit diesem Buch nicht warm werden. In Svenja Leibers Roman »Staub« bleibt fast alles im Vagen und vieles den Assoziationen des Lesers überlassen. Umso genauer trifft dieser Roman die Befindlichkeit unserer Tage. Auch wenn der ein oder andere manieriert wirkende Satz

Beste Bücher



St

stört, man wird entschädigt durch gelungene poetische Bilder, durch Sätze und Gedanken, die einen begleiten werden. So fasziniert und fesselt dieses Buch um einen lebensuntüchtigen, suchtkranken jungen Arzt. Als Junge hat er ein Jahr in Riad gelebt, wo sein Vater als Arzt arbeitete, offenbar um Geldsorgen zu entkommen. Doch die Familie findet sich nicht zurecht in einer völlig fremden Kultur und einem latenten Klima der Angst. Eines Tages verschwindet die Schwester, für die der Bruder sich übertrieben verantwortlich fühlte, und spricht nicht mehr, als sie zurückkommt. Jahrzehnte später kehrt er in einer akuten Lebenskrise zurück, diesmal nach Amman und lernt einen Jungen kennen, der dramatisch schnell altert. Ihn will er retten. In Gesprächen und Rückblenden, zwischen Jordanien, Saudi-Arabien, Israel und Berlin reflektieren die Protagonisten über die Fragen des Lebens, und die klare Erkenntnis lautet: Irgendwas läuft schief in unserer Welt. ||

GISELA FICHTL

SVENJA LEIBER: STAUB

Suhrkamp, 2018 | 243 Seiten | 22 Euro



W

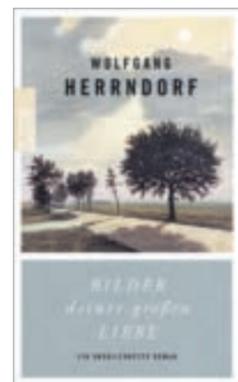
Die 20 Autorinnen und Autoren dieser Anthologie sind verschiedenen Generationen zuzurechnen und sprechen mehrere Sprachen. Gemeinsam ist ihnen die biografische und kulturelle Verbundenheit mit Südosteuropa. Ihre Texte zeichnen das Bild eines nicht auf einen Nenner zu bringenden Landes, das seinen Platz in Europa immer noch nicht gefunden zu haben scheint. Für die Widersprüche der Gegenwart stehen der Wohnblock und die Hirtenflöte im Buchtitel. Man geht durch uralte Städte und verwunschene Landschaften, sieht armselige Pferdewagen neben Luxus-SUVs und erfährt von üblen Spätwirkungen der Weltkriege und der Ceaușescu-Diktatur. »Drachenhaus« von Iris Wolff und »Rumänische Frauen« von Dana Grigorcea sind wahre Perlen rumänisch-deutscher Erzählkunst. Ein Juwel ist auch »Der Ausländer seine Rose ihr Stein« von Alexandru Bulucz. Rumänien

komme immer noch »fast nur als Dracula-Land oder im Zusammenhang mit billigen Arbeitskräften vor«, sagt Ingo Schulze. Das sollte sich unbedingt ändern. ||

KLAUS HÜBNER

MICHAELA NOWOTNICK UND FLORIAN KÜHRER-WIELACH (HG.): WOHNBLOCK-BLUES MIT HIRTENFLÖTE. RUMÄNIEN NEU ERZÄHLEN

Klaus Wagenbach, 2018 | 239 Seiten
13,90 Euro



VERRÜCKT

»Verrückt sein heißt ja auch nur, dass man verrückt ist, und nicht bescheuert.« Mit diesem Wahnsinnsatz beginnt Wolfgang Herrndorfs literarisches Vermächtnis »Bilder deiner großen Liebe«. Darin steigt die Nebenfigur Isa aus »Tschick« zur »Herrscherin über das Universum, die Planeten und alles« auf. Die Herrscherin über die gleichnamige CD heißt Sandra Hüller. Spätestens wenn sie einem nach dem kurzen, leisen Prolog PJ Harveys Song »This is Love« um die Ohren haut, ist die Schauspielerin und Sängerin hinter der eigenwilligen Ich-Erzählerin verschwunden – und man folgt ihr gebannt auf eine Wanderung durch die Nacht, die mal märchenhaft leuchtet, mal kalt und grausam wirkt. 71 Minuten dauert diese Tour de Force, auf der die 14-jährige Isa durchaus anderen Menschen, vor allem aber sich selbst begegnet. Die von Tom Schneider entwickelte Studiofassung basiert auf seinem in Zürich eingerichteten Theaterabend. Hier wie dort unterstützten Sandro Tajouri am Schlagzeug und Moritz Bossmann an der E-Gitarre Hüllers Performance, der sie auch eigene Songs beisteuerte. »Hörbuch« wäre für dieses energiegeladene Klangerlebnis schlicht zu kurz gegriffen – und ich greife im Sommer zur gedruckten Version. Sollte beim Lesen Hüllers Stimme mitschwingen, wäre das nicht das Schlechteste. Im Gegenteil. ||

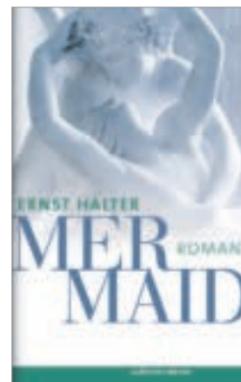
TINA RAUSCH

WOLFGANG HERRNDORF: BILDER DEINER GROSSEN LIEBE

Rowohlt, TB 2015 | 144 Seiten | 9,99 Euro

WOLFGANG HERRNDORF: BILDER DEINER GROSSEN LIEBE

SANDRA HÜLLER singt und spricht
Tacheles!/Roof Music, 2018 | 1 CD, 71 Minuten
ca. 20 Euro



SCHOLASTIK DER LIEBE

»Mermaid« ist ein erotischer Roman für entschleunigungsbereite Leser. Für solche, die keinen rasanten Action-Plot brauchen, essayistisch-reflexive Passagen nicht scheuen und Freude haben an manchmal komplizierter Seelen- und Spracharbeit. Dem 80-jährigen Schweizer Autor geht es um die alle Konventionen sprengende Unbedingtheit des Begehrens. »Der Glaube, es gebe das Gute und das Böse rein destilliert, verengt unsern Blick auf die Welt von 360 auf 1 Grad«. Hauptfiguren des immer wieder dramatischen Geschehens sind eine italienische Kunsthistorikerin namens Stella De Marinis, Mermaid genannt, und ein wohlhabender, mit seiner etwas blass bleibenden Ehefrau eng verbundener und sie später liebevoll pflegender Zürcher Literat namens Elias. »Sie waren unrettbar: Ach ja, sie liebten einander wie zwei auf einem untergehenden Schiff: restlos, willenlos, das Dunkel suchend, gebend und empfangend.« Kann man zwei Frauen lieben? Wie kann man davon sprechen? Das Ringen um die »richtige« Sprache der Liebe ist ein Hauptthema dieses bisweilen weitschweifigen Romans. ||

KLAUS HÜBNER

ERNST HALTER: MERMAID

Verlag Klöpfer & Meyer, 2018 | 346 Seiten
28 Euro



ABGRUNDTIEFE FREUNDSCHAFT

»... und die Nilpferde kochten in ihren Becken!«, schallt die Radiomeldung über einen Zirkusbrand in eine New-Yorker Cocktailbar. Es ist das Jahr 1944. Die Gründer der Beat-Poets hängen beisammen, teilen Martinis und poetische Visionen. Auf den schmutzigen Sidewalks der Großstadt, im fernen Dunstkreis der Colombia University verbringen sie ihre Fliegerjahre, kosten die Früchte des Rausches und verlieren sich in den Sinnfragen geistiger Bohème. Kerouac und Burroughs stehen damals in erster Reihe einer Generation von brodelndem Geist, über die man spä-

ter sagen wird, dass sie drohte in ein kosmisches Universum hinaufzufallen. Gemeinsam schreiben sie ihr erstes Buch, abwechselnd ein Kapitel nach dem anderen. Dass die »Hippos« erst 2008, ein halbes Jahrhundert später und weit nach den Welterfolgen von »Naked Lunch« und »On The Road« veröffentlicht wurden, hatte einen guten Grund – es ging um Mord im engsten Kreis. Der 19-jährige Lucien Carr hatte in einer warmen Sommernacht seinen Geliebten und Stalker David Kammerer ermordet und die Leiche in den Hudson geworfen. Der Kessel war übergekocht.

Der Roman, Zeitdokument und Hard-boiled-Krimi zugleich, verarbeitet dieses Schlüsselereignis der Beatniks als fiktionalisierte Geschichte. In sensationell-realistischem Stil zeichnet er das Porträt des verlorenen Teils einer Generation – ein fesselndes Buch über abgrundtiefe Freundschaft. ||

LENA GHIO

WILLIAM S. BURROUGHS, JACK KEROUAC: UND DIE NILPFERDE KOCHTEN IN IHREN BECKEN

Aus dem Englischen von Michael Kellner |
Rowohlt, 2011 | 192 Seiten | 8,99 Euro



ZWANGSSYSTEM RELIGION

Denken, Erinnern und Verarbeiten, diese lebenswichtigen Prozesse passieren in einer seltsamen Form, ungeordnet, irgendwo zwischen Bild, Wort und Gefühl. Dementsprechend ist die Graphic Novel »Das leere Gefäß« von Magdalena Kaszuba mehr Essay als illustrierter Plot, ein ruhiges, intensives Nachdenken in Bildern. Man lässt sich mit der jungen Protagonistin durch das kalte, stürmische Hamburg treiben. Hier und da bleibt der Blick hängen, die Gedanken stürmen weiter in assoziativen Sprüngen. Da wird aus einer Muschel auf dem verwaisten Andenkenstand am Hafen ein schemenhaftes Gesicht, und daraus eine schwarze Madonna mit Spitzenschleier. Ein Aquarellbild verformt sich zum nächsten, nur manchmal kommt ein Wort oder ein Satz dazu. Die Ferien am polnischen Ostseestrand, die strenggläubige Großmutter, die Mutter, die der Tochter aus einer Kinderbibel verliert. Und dann sind da die quälenden Bilder, die im Kopf des Mädchens entstehen, vom Brudermord, von Menschenopfern und Dornenkronen. Und: das Bild eines überwachenden und strafenden Gottes, der das Kind im Alltag ständig verfolgt. Kaszuba gelingt in ihrem so leichtgängig wirkenden Comic-Debüt eine kluge Auseinandersetzung mit dem Zwangssystem Religion, die weit über das individuelle Erleben hinausweist. ||

CORNELIA FIEDLER

MAGDALENA KASZUBA: DAS LEERE GEFÄSS

avant-Verlag, 2018 | 150 Seiten | 20 Euro



R

etwas wie Sicherheit, einen Platz zum Schlafen – vorläufig. Anhand seiner Zufallsbegegnungen zeichnet Boschwitz das Porträt einer Gesellschaft, die keine Werte mehr kennt, die dem Genozid entgegensteuert: »Heutzutage mordert man wirtschaftlich«, lässt er Silbermann einmal sinnieren – und das 1938. ||

CORNELIA FIEDLER

ULRICH ALEXANDER BOSCHWITZ: DER REISENDE

Klett Cotta, 2018 | 303 Seiten | 20 Euro

WERT EINES MENSCHENLEBENS

»Der Reisende« ist eine literarische Sensation. 1938 unter dem Eindruck der antisemitischen Novemberpogrome geschrieben, erschien der Roman des jungen Exil-Schriftstellers Ulrich Alexander Boschwitz umgehend auf Englisch und Französisch. Für das deutsche Original allerdings fand sich auch nach 1945 kein Verlag. Durch Zufall hat nun Herausgeber Peter Graf das Manuskript wiederentdeckt, behutsam lektoriert und endlich veröffentlicht.

Es ist die abgründige Fassungslosigkeit, die Boschwitz' Roman so richtig, so nah, so notwendig schmerzhaft macht: Der Berliner Geschäftsmann Otto Silbermann will einfach nicht glauben, dass ein Menschenleben plötzlich, im aufgeklärten 20. Jahrhundert, weniger wert sein soll als andere. Knapp entgeht er dem Pogrom, nun droht ihm zu Hause wie im Büro die willkürliche Verhaftung. Also beginnt er mit dem Zug kreuz und quer durchs Land zu reisen. Bahnfahrten bieten Anonymität, fast



ARMER NARR

Seine Biografie ist an atemberaubender Dramatik so reich wie seine Romane. Fesselnd und stilistisch flüssig zeichnet Andreas Guskis den Weg Dostojewskijs zur literarischen Ikone nach, seinen kometenhaften Aufstieg und Absturz, seine Scheinhinrichtung – eine grausame Justizfarce – und Verbannung nach

D

Sibirien, die die Wandlung vom linken »Staatsfeind« zum orthodoxen Russophilen einleiteten. In enger Verknüpfung mit der Entwicklung des Autors schildert der Slawist ein von Schulden, Spielsucht, dem Rausch des Risikos und »Exzessen der Selbsterniedrigung«, Glücksektase und abgründiger Verzweiflung geprägtes Leben. Guskis Dostojewskij-Porträt, das kenntnisreich in die Deutung und Rezeption seines Werkes einführt, ist frei von Verklärung. Mag sein, dass der Mensch Dostojewskij ein »armer Narr« war, meinte José Ortega y Gasset, zweifellos aber ist er einer der größten und hellstichtigsten Schriftsteller der Weltliteratur. Wenn man diese Biografie zuschlägt, greift man sofort zu seinen Romanen, und die sollte jeder mehr als nur einmal im Leben lesen. ||

PETRA HALLMAYER

ANDREAS GUSKI: DOSTOJEWSKIJ

C.H. Beck, 2018 | 460 Seiten | 28 Euro

GELD ZUM ATMEN

»Warum musste eine Frau so teuer bezahlen für die geringste Abweichung von dem von ihr erwarteten Verhalten?« Um diese Frage kreist diese Gesellschaftssatire voll feiner Ironie und intellektuellem Geplänkel. Edith Wharton (1862–1937) skizziert Schein und Sein der New Yorker High Society des ausgehenden 19. Jahrhunderts witzig, voller Schärfe und mit sprachlicher Brillanz. Edith Wharton gilt als eine der bedeutendsten amerikanischen Autorinnen, der nicht nur 1921 der Pulitzerpreis zuerkannt wurde, sie erhielt auch – als erste Frau – die



L

Ehrendoktorwürde der Yale University. Im Zentrum des Romans steht die wunderschöne Lily Bart, eine nicht mehr ganz junge, verarmte Frau der höheren Kreise, die nach dem Tod ihrer Eltern bei einer Verwandten Unterschlupf findet. Der einfachste Ausweg für sie wäre eine Statushochzeit. Doch Lily hindert ihre Klugheit und die uneingestandene Liebe zu einem nicht standesgemäßen Mann, Lawrence Selden, diesen Weg einzuschlagen. Armut gilt als Schande in einem Umfeld, in dem ausschließlich ökonomische Kategorien gelten. »Genauso ist es mit Ihren Reichen«, analysiert Selden im Gespräch mit Lily, »sie denken vielleicht nicht ans Geld, aber sie atmen es. Setzen Sie sie einmal in ein anders Element, dann sehen Sie, wie sie zappeln und nach Luft schnappen.« ||

GISELA FICHTL

EDITH WHARTON: DIE VERBORGENE LEIDENSCHAFT DER LILY BART

Aus dem Amerikanischen von Heddi Feilhaber ebersbach & simon, 2018 | 464 Seiten | 22 Euro

Anzeigen

PASINGER FABRIK

ROM, BLICKE

CHRISTOF KIRZINGER
FOTOGRAFIE

22.6. - 12.8./16.9.2018

AUSSTELLUNGSPROJEKT MIT RAHMENPROGRAMM UND MALEREI VON RACHELE DEL NEVO

Vernissage Hauptausstellung: Do. 21.6.2018 / 19 Uhr / Sie sind herzlich eingeladen!
Di. - So. 16 - 20 Uhr / Galerie / Eintritt: 4,- € / Ermäßigt: 2,- €
Lichthof / täglich 10 - 23 Uhr / Eintritt frei

Ebenböckhaus / Vernissage: Mi. 6.6.2018 / 19 Uhr // Ausstellung: 7.6. - 16.9. / Eintritt frei

PASINGER FABRIK GmbH
Direkt am S-Bahnhof Pasing
www.pasinger-fabrik.com

Kasse und Reservierung:
Di. bis So. 17.30 - 20.30 Uhr
Tel: 089 / 829 290-79

Gefördert durch:
Landeshauptstadt München
Kulturreferat

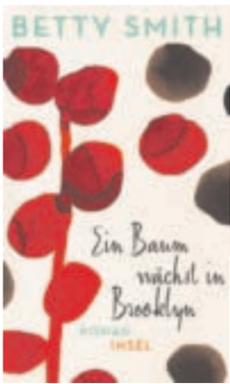
in Kooperation mit:
Münchner Volkshochschule

SPIELEND LEBEN LERNEN

DAS SPIEL BEGINNT!

AUSSTELLUNG IM KLOSTER BEUERBERG
20.5. - 7.10.2018
www.dimu-freising.de

INIZIATION KLOSTER BEUERBERG



B

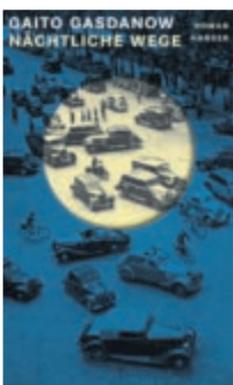
WURZELN SCHLAGEN

Was für ein zauberhaftes Buch: Francie Nolan ist elf Jahre alt, als der Leser sie kennenlernt. Wenn er sie wehmütig ins Leben entlässt, ist sie 17. Betty Smith wurde 1944 für ihre Schilderung von Francie Nolans Alltag für den Pulitzerpreis nominiert, nun liegt das Buch in neuer Übersetzung vor. Francie, geboren 1901, trägt viele Züge der Autorin: Das Mädchen wächst in Brooklyn auf, in ärmlichen Verhältnissen, dabei aber dank ihres singenden Vaters, ihrer eigenwillig pragmatischen Mutter und der skurrilen Tanten in einem Klima, das den Geist weit macht für die Möglichkeiten, die das Leben ihr zunächst verstohlen bietet. Sie und ihr jüngerer Bruder wachsen mit zwei Büchern auf, die Grundsätzliches vermitteln: die Bibel und Shakespeares gesammelte Werke. Auf der Feuerterasse zum Innenhof sitzt sie und erlebt, wie ein zartes Pflänzchen zu einem starken Baum wird – es ist der zähe Götterbaum, der auch unter widrigsten Umständen Wurzeln schlägt. Früh beginnt Francie, ihre Beobachtungen niederzuschreiben. Ihrem erwachsenen Alter Ego Betty Smith gelingt dies mit einer solch liebevollen Plastizität, dass man beim Lesen glaubt, Gerüche und Geräusche, Musik und Farben direkt zu erleben. Auch wenn die deutsche Übersetzung den schwerelosen Ton sehr fein aufgreift, lohnt der Griff zum Original. Die Sprache der Williamsburger Straßen sollte man sich nicht entgehen lassen. ||

CHRISTIANE PFAU

BETTY SMITH: EIN BAUM WÄCHST IN BROOKLYN

Aus dem Englischen von Eike Schönfeld
Insel, 2017 | 621 Seiten | 25 Euro



N

PARISER NACHT

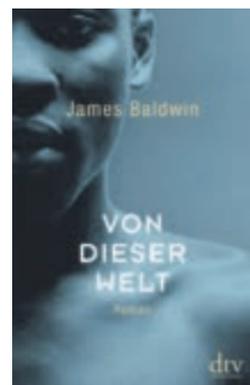
Dieses Buch ist die russisch-französische Antwort auf Martin Scorseses »Taxi Driver«. In ihm verspricht es Gaito Gasdanows Erzähler, wie der Autor selbst ein russischer Exilant, als Chauffeur in das Pariser Nachtleben der dreißiger Jahre. Dort begegnet der Taxifahrer und ehemalige Soldat der Weißen Armee, und darüber hinaus ein veritabler Kotzbrocken, allerlei Gestalten der Halb- und Garnicht-Welt, Prostituierte, Säufer, Verrückte und Clochards. In lose verbundenen Episoden schildert Gasdanow das Leben dieser Haltlosen und Glücksuchenden. »Ich hatte das Gefühl, in einem gigantischen Labor zu leben«, lässt der Autor seinen Protagonisten raunen, er sieht in den Jahren der Zwischenkriegszeit stets nur eine Welt am Abgrund. Einige Kritiker nennen Gasdanow, der mit dem Protagonisten eine ähnliche Biografie teilt, einen russischen Camus. Ganz falsch ist das nicht. Der Protagonist ist

bei Gasdanow auch immer Philosoph. Seine Selbstauskünfte kommen im Sound existenzieller Geworfenheit daher: »Sobald ich vollkommen allein bin und weder ein Buch habe, das mich schützt, noch eine Frau, an die ich mich wenden kann, noch, schlussendlich, die glatten Papierbögen, auf denen ich schreibe, spüre ich (...) das Phantom eines fremden und unabwendbaren Todes.« Als saßen wir bei ihm auf der Rückbank, spüren wir Leser Gasdanows sezierenden Blick durch den Rückspiegel. »Du prellst mich nicht«, verrät er. ||

CHRIS SCHINKE

GAITO GASDANOW: NÄCHTLICHE WEGE

Aus dem Russischen von Christiane Körner
Hanser, 2018 | 288 Seiten | 23 Euro



W

HASS UND GEWALT

James Baldwins autobiografisch grundierter Debütroman, mit dem dtv eine Reihe von Neuübersetzungen seines Werks startet (am 20. Juli erscheint der nächste Titel: »Beale Street Blues«), führt ins Harlem der dreißiger Jahre, in eine von Rassismus brutalisierte und vergiftete Gesellschaft. Mitreißend und verstörend, in einer von der Melodie der Spirituals und biblischen Bildern durchzogenen Sprache, erzählt er die Geschichten von John, dem Stiefsohn eines bigotten, vom Hass auf die Weißen zerrissenen baptistischen Predigers, und seiner Familie. Es ist eine fremde und unheimlich vertraute Religion, der wir hier begegnen. Mit dem unverbindlichen, schöne Werte spendenden Christentum unserer säkularisierten Gesellschaft, das sich nach Bedarf herbeizitiert lässt, hat sie wenig gemein. Der Gott, zu dem die Schwarzen beten, fordert bedingungslose Unterwerfung. Er ist ein Gott des Zorns und der Hölle und zugleich die letzte Zuflucht und Hoffnung von Menschen, die sich nach Erlösung sehnen aus ihrem von Erniedrigung, Gewalt, Elend und Verbitterung regierten Leben. ||

PETRA HALLMAYER

JAMES BALDWIN: VON DIESER WELT

Neuübersetzung von Miriam Mandelkow
dtv, 2018 | 320 Seiten | 22 Euro



LANDEI-GENESE

Nach mehreren hundert Seiten klickt man Spotify an, um endlich herauszufinden, was so Besonderes an diesem Les-Humphries-Song ist, der immer wieder zitiert wird. Doch es handelt sich nur um einen dieser Späthippie-Schlaghosen-Schlager, der in den frühen Siebziger dafür sorgte, dass Blumenkinder auch

in Bayern 1 stattfanden. Und das passt. Denn in der zehnten Folge der Allgäu-Krimis bekennt Adalbert Ignatius Klüftinger wie nahezu jeder erfolgreiche Serienheld eine Vergangenheit, die ihn einholt. Er ist kein Held, war auch in seiner Jugend keiner, sondern eher ein Polizistensohn, der den Coolen im Dorf hinterherhechelte. In verschiedenen Rückblickstationen erfährt man viel über seine Anfänge, seinen holprigen, aber ehrlich eifrigen Start als Kriminaler, und lernt Freunde und Kollegen ebenfalls in deren Jugendjahren kennen. Es ist ein knuffig spannendes Verwirrspiel mit ein paar Längen und einem doppelten Cliffhanger, der gleich mehrere Folgegeschichten offenlässt und dem Protagonisten reichlich Möglichkeiten gibt, sein beherztes »Priml!« zu denken. ||

RALF DOMBROWSKI

VOLKER KLÜPFEL, MICHAEL KOBR: KLUFTINGER

Klüftinger-Krimis 10 | Ullstein, 2018 | 480 Seiten
22 Euro

LUSTVOLLES GRAUEN

Niemand kann an zwei Orten gleichzeitig sein. In der Welt der subatomaren Dinge jedoch schon. Frank Schätzing malt auch in seinem neuen Buch mit Worten hemmungslos visionäre Räume. Diesmal ist es die Beschreibung von sensationellen Kugelräumen, die über illusionistische Brücken in atemberaubende Paralleluniversen führen. Man fühlt mit der Hauptfigur Luther Opoku das vage Grauen: Dinge sind nicht mehr, was sie sein müssten.



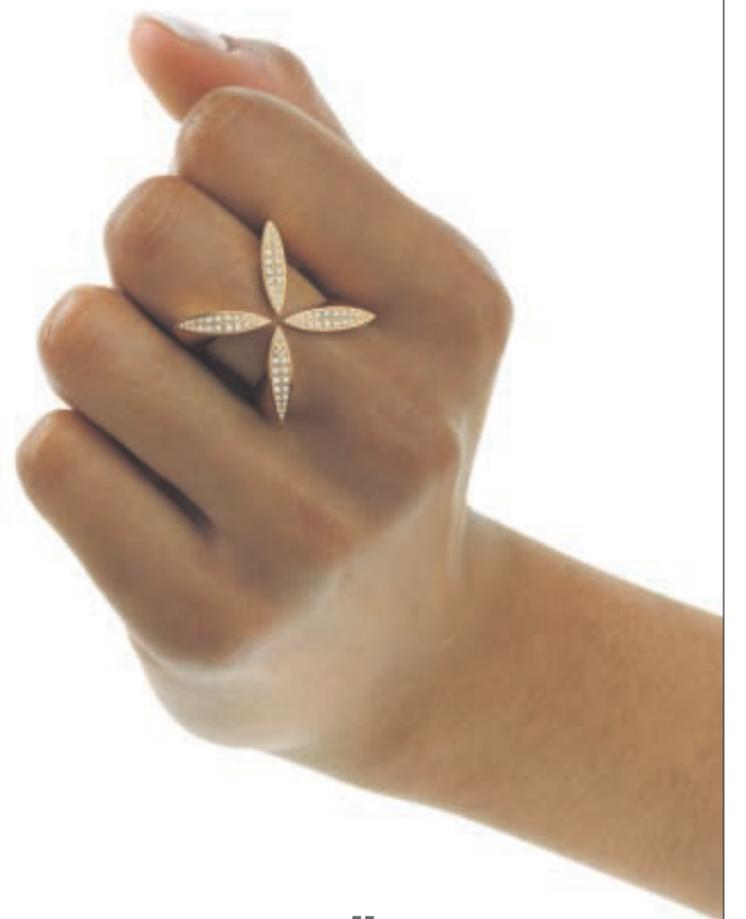
S

Die Geborgenheit im dreidimensionalen Raum ist dahin, Zeit und Raum finden verwirrend multipliziert statt. Auf schamlos barocke Weise erfindet Schätzing die Spiegel-im-Spiegel-Sinnestäuschung neu und verknüpft die (Leser-)Verunsicherung – wer bin ich und wenn ja, wie viele? – mit der auf einmal archaisch scheinenden Forschung an Künstlicher Intelligenz, mit der Welten gerettet oder vernichtet werden können. Insektenschwärme wie aus der Bibel, Silicon-Valley-Beschreibungen wie aus dem Hochglanzmagazin, dazu rasante Verfolgungsjagden, anmutige zwischenmenschliche Begegnungen und eine freche Ironie, mit der Schätzing aus dem Vollen der aktuellen Wissenschaft schöpft, machen diese absurde Lektüre zum Vergnügen. Vages, lustvolles Grauen! || cp

FRANK SCHÄTZING: DIE TYRANNEI DES SCHMETTERLINGS

Kiepenheuer & Witsch, 2018 | 736 Seiten
26 Euro

Anzeige

ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Libelle mit Brillanten

MÜNCHNER AUTOREN | 8

TINY STRICKER



Heinrich Stricker, heute | © Robert Haas

Besonders groß ist er nicht. Schlank, fast schmal. Von ausgesuchter Höflichkeit. Oft spricht er über Bücher, über Musik, über Kunst – mit angenehm leiser Stimme, reflektiert und liebenswürdig zugleich. Ein sympathischer älterer Herr, eine unspektakuläre Erscheinung. Der klassische Bildungsbürger ist er nicht, aber im Freundeskreis der Staatlichen Antikensammlung fühlt er sich ganz wohl. Das letzte bayerische Wirtshaus Schwabings verschmäht er nicht, obwohl der Wein dort weniger gepflegt wird als das Bier. Ein weltoffener, neugierig gebliebener Herr. 69 wird er heuer. Dass er manch anderes gesehen hat als nur das schöne Bayernland, merkt man bald. Als Jugendlicher schrieb er provokative Rebellen-Gedichte und trug sie öffentlich vor: »Beat & Lyrics« im Saal des Dillinger Klosterinternats. Man sieht dem liebenswerten Heinrich Stricker wirklich nicht an, was da Ende der sechziger Jahre in ihm gebrodelt hatte. Und es hatte mächtig gebrodelt.

1970 lobte die Frankfurter Allgemeine Zeitung das erste Buch eines damals 20-Jährigen namens Tiny Stricker: »Trip Generation«. Der Autor hatte 1968 Abitur gemacht und war nach München gegangen – und dieses München engte ihn ein. Nichts wie weg! »Trip Generation« schildert seine Erlebnisse »on the road« – 1969 ging's, wie damals nicht unüblich, über Istanbul und Teheran nach Karachi. Und weiter. Weil die Asiaten »Heini« schwer aussprechen konnten, sagten sie »Tiny« zu ihm. Im Hafen von Chittagong war Schluss mit der von unterschiedlichsten Menschen und Sprachen, von Spiritualität, Literatur, Musik und natürlich auch Drogen durchzogenen Globalbewusstseinerweiterung. Die Kohle war alle, und überhaupt ... Neben dem Jobben hatte Tiny Zeit für Notizen. Daheim im Schwabenland gab es einen Jugendfreund, Benno Käsmayr. Der machte in Augsburg den Maro Verlag auf. Zu dessen ersten Büchern gehörte »Trip Generation«. Als »Neuausgabe« firmiert dieses Buch heute als Band 1 der »Werkausgabe Tiny Stricker«. Auch die Romane »Soultime« und »Ein Mercedes für Täbris« gehören dazu, die beide im Jahr 1968 spielen. Die Werkausgabe wächst immer noch: »Unterwegs nach Essaouira« erschien 2017. Essaouira ist dort nicht nur ein weltbekannter Szenetreff in Marokko, sondern auch ein Glitzerwort für die Hippiezeit generell, für Haschischwolken und Räucherstäbchen, für die Klangteppiche von Greatful Dead und anderen Bands, für Love and Peace an den schönsten Stränden zwischen Tanger, Ibiza und Utting, kurz: für das intensive Lebensgefühl einer ruhelosen und freiheitssüchtigen Generation. Eine Band wird gegründet, die zwei schöne LPs macht und sich dann wieder auflöst – die CDs oder Vinyl-LPs von Siloah gibt's heute noch zu kaufen. Recht unbeschwerter, von neugierigem Aufeinanderzugehen geprägte Zeiten lässt Tiny Stricker auferstehen, auch wenn sich das Ende der Hippiezeit schon bemerkbar macht – etwa beim alten Kumpel Willie, der plötzlich in Westberlin studiert: »Er bediente sich jetzt einer stark akademischen Sprache, die schon nach kurzer Zeit einsetzte und die er mit großer Geläufigkeit anwandte.« Auch wenn Heinrich Stricker heute die Hippiezeit als einen »tollen Traum« bezeichnet, »leider war er ökonomisch kein bisschen durchdacht« – als Erzähler wertet oder kommentiert er nicht, sondern schildert, was war. Was die oft total verpeilten Hippies eigentlich Brauchbares hinterlassen haben außer ein paar Songs und Gedichten, interessiert den Schreibenden nicht. Klar, vieles war damals vollkommen sinnfrei. Aber müssen Fantasien Sinn haben? Oder sind sie selber der Sinn? »Abends wurden Reefer gereicht und Pläne entwickelt, die sie aber am nächsten Tag teilweise vergessen hatten oder die sich in der glanzlosen Wirklichkeit als undurchführbar erwiesen. Vielleicht fanden sie es überhaupt schwer, ihre schönen Fantasien der billigen Wirklichkeit zu opfern.«

Heinrich Stricker verbrachte den größten Teil seines erfolgreichen Berufslebens am Goethe-Institut. Nur wenige Berufskollegen wussten, dass Heinrich all die Jahrzehnte hindurch Tiny geblieben ist. Man sieht's ihm nicht an. Kein Hippie, nirgends. Ein unscheinbarer älterer Herr. Scheinbar.

KLAUS HÜBNER

TINY STRICKER: UNTERWEGS NACH ESSAOUIRA (= WERKAUSGABE BAND 10)

Verlag p.machinery Michael Haitel, 2017 | 110 Seiten | 16,90 Euro
Informationen über die mit einer Neuausgabe von »Trip Generation« beginnende Werkausgabe Tiny Stricker unter www.pmachinery.de

Besonders groß ist er nicht. Schlank, fast schmal. Von ausgesuchter Höflichkeit. Oft spricht er über Bücher, über Musik, über Kunst – mit angenehm leiser Stimme, reflektiert und liebenswürdig zugleich. Ein sympathischer älterer Herr, eine unspektakuläre Erscheinung. Der klassische Bildungsbürger ist er nicht, aber im Freundeskreis der Staatlichen Antikensammlung fühlt er sich ganz wohl.



Tiny Stricker, 70er Jahre
© Maro Verlag, Augsburg



SEHNSUCHT NACH HOMOGENEN GESELLSCHAFTEN

Warum sind eigentlich gerade alle am Durchdrehen und quatschen, als wäre der leibhaftige Seehofer Horst in sie gefahren, permanent von Heimat und Identität? Im schlauesten Essay des vergangenen Bücherfrühlings spürt die Philosophin Isolde Charim der Sehnsucht nach einer homogenen Gesellschaft nach, die allzu viele (nicht nur) deutsch-österreichische Zeitgenossen umtreibt. Ethisch homogene Gesellschaften produzieren eine Selbstverständlichkeit, so Charim, die in Zeiten von Pluralität, Multikulturalismus und Globalisierung unterminiert werde. Dies erschüttere wiederum das autochthone Ich, das nun laut und zwanghaft »Leitkultur!«, »Lederhosen!« und »Grenzkontrollen!« schreien muss, in der Hoffnung, dass sich erneut traditioneller Gleichklang einstelle. Warum das kulturkämpferische Subjekt einfach keine Ruhe gibt und warum andererseits auch der religiöse Fanatismus so regen Zulauf erhält, das erhellt die Wienerin Isolde Charim in ihrer luziden, gerade einmal gut 200 Seiten langen Schrift »Ich und die Anderen.«

CHRIS SCHINKE

ISOLDE CHARIM: ICH UND DIE ANDEREN

Zsolnay, 2018 | 224 Seiten | 22 Euro



VERLORENE SEELE

François Cheng hat über die Schönheit meditiert (2008). Und er hat ein Buch über den Tod geschrieben, das zum Loblied auf das Abenteuer Leben geworden ist (2015). Nun denkt der 1929 in China geborene und zwanzig Jahre später nach Frankreich emigrierte Romancier, Lyriker und Kalligraf, Mitglied der Académie française, über die Seele nach. Die Seele? Gibt es die überhaupt? Fest steht: Die Moderne hat sie aus dem Leben verbannt, spricht höchstens noch ziemlich plump von unserem »Innersten«. Mit der Folge, so Cheng, dass »die Einheit unseres Wesens« verloren gegangen sei. Wer in den Überlegungen Chengs, die er fortan nicht akademisch trocken, sondern in sieben literarisch-eleganten Briefen an eine Freundin entfaltet, bloß esoterisches Geraune vermutet, geht in die Irre. Cheng verknüpft für seine Verteidigung der Seele souverän westliches Denken von Hildegard von Bingen über Pascal bis Simone Weil mit östlicher Denkweise, allen voran mit dem ihn stark prägenden Daoismus: »Es gibt also das GROSSE GANZE, und es gibt jede einzelne winzige Seele.« Man muss Cheng nicht in allem zustimmen, soll und darf zweifeln. Gerade dadurch kann das Buch indes zu

einem treuen Begleiter für philosophisch anregende Stunden werden. ||

FLORIAN WELLE

FRANÇOIS CHENG: ÜBER DIE SCHÖNHEIT DER SEELE. SIEBEN BRIEFE AN EINE WIEDERGEFUNDENE FREUNDIN.

Aus dem Französischen von Thomas Schultz | C.H. Beck, 2018 | 158 Seiten | 18 Euro



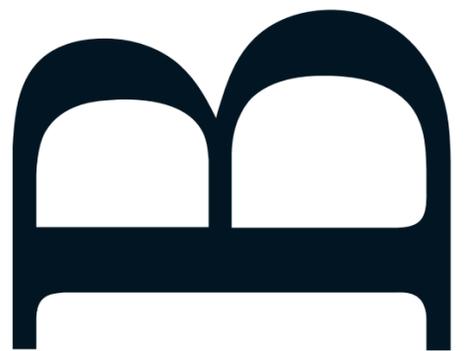
ÖKONOMISIERUNG DES PRIVATEN

Authentizität ist das große Sehnsuchtswort und einer der wirkungsvollsten Werbeslogans im Konsumkapitalismus. Wie Gefühle in Waren verwandelt wurden, wie untrennbar viele unserer vermeintlich »echten« Emotionen mit diesem Prozess verbunden sind und wie gedankenblind wir alle die Ökonomisierung des Privaten hinnehmen, das zeigt Eva Illouz in dem Sammelband »Wa(h)re Gefühle«. Darin präsentiert die Soziologin Studien ihrer früheren Studenten zu Datingritualen und Sex-Werbekarten, zur Urlaubs-, Film-, Musik- und Psychoindustrie, die sie mit theoretischen Reflexionen ergänzt. Wie alle Bücher von Eva Illouz, die mit Untersuchungen zum zeitgenössischen Konzept der romantischen Liebe bekannt wurde, fordert auch dieses zum Widerspruch heraus durch begriffliche Unschärfen und kulturhistorische Lücken. Ignorieren aber sollte ihre Thesen keiner, und in der Auseinandersetzung mit ihnen kann man lustvoll das Denken und die Wahrnehmung schärfen. ||

PETRA HALLMAYER

EVA ILOUZ (HRSG.): WA(H)RE GEFÜHLE

Aus dem Englischen von Michael Adrian
Suhrkamp, 2018 | 332 Seiten | 22 Euro



Anzeige

FAIRNESS, NACHHALTIGKEIT, BASISDEMOKRATIE

GEMEINWOHL
ÖKONOMIE Ein Wirtschaftsmodell mit Zukunft

Ulenspiegel Druck

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3 · 82346 Andechs
Telefon 08157/99759-0
mail@ulenspigeldruck.de
www.ulenspigeldruck.de

GUTE REISE

Sommerzeit ist Urlaubszeit. Sorgte einst aufwendig gestaltetes und entsprechend wertvolles Kartenmaterial in einer Welt, die noch keine Touristen kannte, für (nicht zuletzt heilsgeschichtliche) Orientierung, folgt man heute blindlings dem Navi. Gibt es Anlass, die Nase über unsere Vorfahren zu rümpfen, die auf ihren Landkarten Kontinente und Länder, Berge, Flüsse und Inseln wie die »Mondberge« oder die »Dämoneninsel« einzeichneten, die gar nicht existierten, wie wir in dem Prachtband »Atlas der erfundenen Orte« von Edward Brooke-Hitching beim staunenden Schmökern erfahren? Kaum: Eine Londoner City Map aus dem Jahr 2005 z.B. enthielt über hundert falsche Straßennamen. Kein Wunder also, wenn mal der ein oder andere Autofahrer in einer Sackgasse oder, was auch immer wieder gerne passiert, in einem See landet, nur weil er stur dem Navi vertraute, anstatt selbst nach links und rechts zu schauen. Und überhaupt: Erzählt die seelenlose Computerstimme einem etwas über das »Seeschwein« oder das »Meereseinhorn«, wie es die Carta Marina von 1539 tut? Natürlich nicht. Also: Wer einmal Urlaub im Kopf machen will (oder muss), der sollte zu diesem imposanten »Atlas« voller Kuriositäten greifen. Dabei wird er feststellen: Der Mensch ist immer noch das wundersamste Wesen, das die Erde jemals bevölkert hat. ||

FLORIAN WELLE

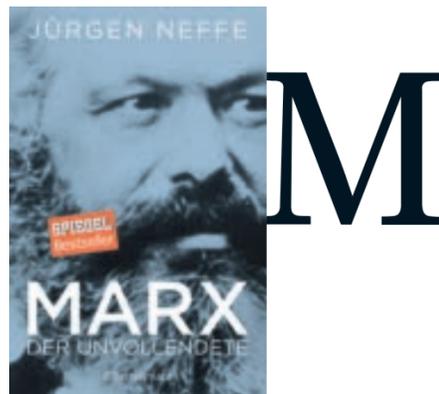


EDWARD BROOKE-HITCHING: ATLAS DER ERFUNDENEN ORTE. DIE GRÖSSTEN IRRTÜMER UND LÜGEN AUF LANDKARTEN

Aus dem Englischen von Lutz-W. Wolff
dtv, 2017 | 256 Seiten | 30 Euro

FÜR DIE FREIHEIT

Jürgen Neffe ist nach intensiver Auseinandersetzung mit dem Werk und dem Leben des so gar nicht uneingeschränkt sympathischen Menschen Karl Marx voller Begeisterung für seinen Gegenstand, und vermag seine Leser damit unmittelbar anzustecken. Er zeichnet ihn als leidenschaftlichen Kämpfer für die Freiheit, für das freie Wort und die freie Presse. »Die Freiheit des Einzelnen ist die Voraussetzung für die Freiheit aller« heißt es bei Marx, und Neffe kommentiert: »Wie ein Hohn der Historie mutet dagegen die Unterdrückung der Freiheit in Staaten an, die mit Marx und seinen Lehren ihr Süppchen kochten oder es noch immer tun.« Wer Zweifel hat, ob man sich heute überhaupt noch mit Karl Marx beschäf-



tigen sollte, ob man sich einen 656-Seiten-Schinken über den vor 200 Jahren geborenen Philosophen vornehmen soll, kann sie getrost beiseiteschieben. Jürgen Neffes brillant geschriebene Biografie, in der er klug auf gegenwärtige Entwicklungen Bezug nimmt, ist ein echtes Lesevergnügen. Nicht allein wegen Neffes Formulierungskunst, sondern auch, weil das Marx'sche Denken auf geradezu erschreckende Weise von aktueller Brisanz ist. ||

GISELA FICHTL

JÜRGEN NEFFE: MARX. DER UNVOLLENDETE

C. Bertelsmann, 2017 | 656 Seiten | 28 Euro
(erscheint am 24. September 2018 bei Pantheon als Paperback-Ausgabe)

AUF DER SUCHE NACH PERFEKTION

Rechtzeitig zu Claude Debussys 100. Todestag am 26. März 2018 hat der Debussy-Kenner, Pianist und Klavierprofessor Bernd Goetzke 451 Briefe des Komponisten an seine Verleger, ergänzt durch einige andere Dokumente, übersetzt und herausgegeben. Mit überwältigendem Erfolg: Selten kommt man einer Künstlerexistenz so nahe wie in diesen Aufzeichnungen – und hat so viel Spaß dabei. Nicht zuletzt wegen Ironie und Witz des Komponisten der Oper »Pelléas und Mélisande« oder der »Nocturnes«, der äußerst originell, ja geradezu literarisch zu formulieren versteht. Geldnot, Frauen, Prokrastination und der Wille zur Perfektion, um Worte ist Claude Debussy in den Briefen an seine Verleger nie verlegen. »Mein lieber Freund, ich modere weiter vor mich hin in den Werkstätten des Nichts«, schreibt er da, oder: »Es ist meine Absicht, diese Nocturnes unnachahmlich zu machen, man tut, was man kann.« Nach vier



Jahren waren sie endlich fertig, nach fünf Jahren kamen sie zur Aufführung. Verleger und Geldgeber Jacques Durand wurde zuvor wieder und wieder vertröstet wie so oft. Mal zweifelt Debussy an sich, mal zeigt er Selbstbewusstsein: »Es ist eindeutig so, dass ich, je mehr Pianisten ich höre, desto mehr finde, dass ich gut Klavier spiele.« Für Jacques Durand war der Pianist Debussy »ein Zauberer mit einem delikaten Anschlag«, als Briefschreiber bezaubert Debussy den Leser. Unmöglich, sich danach nicht sofort auf »Claude Debussy – Sämtliche Werke«, 33 CDs (Warner) zu stürzen, mit großartigen Aufnahmen – darunter Claude Debussy am Klavier.

RÜDIGER VON NASO

CLAUDE DEBUSSY: BRIEFE AN SEINE VERLEGER

Übersetzt und herausgegeben von Bernd Goetzke | Georg Olms Verlag 2018 | 476 Seiten
38 Euro



ALTE MUSIK

»Werktreu ist nur Lebendigstes« hätte der Wappenspruch des 2016 gestorbenen Jahrhundertmusikers Nikolaus Harnoncourt lauten können. Der Satz steht am Ende des Rückblicks, den der Gründer und Cellist des Alte-Musik-Ensembles Concentus Musicus mit dem 30-Jahres-Jubiläum 1987 ausklingen lässt. Angefangen hat alles in den Fünfzigern, als sich eine Handvoll Enthusiasten aus dem Kreis der Wiener Symphoniker zusammantat, um auf oft abenteuerlich erjagten historischen oder nachgebauten Instrumenten die Musik der vernachlässigten vorklassischen Zeit wiederzubeleben. Die Pionierarbeit der Außen-seiter hat seither die musikalische Aufführungspraxis revolutioniert. Harnoncourt schreibt anekdotenhaft knapp, trocken und mit galligem Witz, etwa wenn er eine Wiener »Matthäuspassion« des Münchner Bach-Lokalmatadors Karl Richter verreißt. Aus dem Nachlass herausgegeben hat die Erinnerungen des großen Dirigenten seine Frau Alice, die langjährige erste Geigerin des Concentus. (Kommentar des Konzertmeisters der Wiener Symphoniker, Zlatko Topolski: »Muß Mann sein, Frau nicht gut für so was.« Ja, so waren sie, die alten Zeiten.)

FRANZ ADAM

NIKOLAUS HARNONCOURT: WIR SIND EINE ENTDECKERGEMEINSCHAFT. AUFZEICHNUNGEN ZUR ENTSTEHUNG DES CONCENTUS MUSICUS

Residenz, 2017 | 204 Seiten | 24 Euro

LYRIK

FLUSS

Li Po das kleine Boot ist weg
das dich zehntausend // weit trug
stromab wo die Gibbons brüllten
an beiden Ufern den ganzen Weg auch sie
sind weg und auch die Wälder aus denen
sie schrien und auch du bist
weg und jeder Klang den du hörtest ist
weg jetzt ist da nur der Fluss
der immer schon war auf seinem Weg

W.S. MERWIN

© 2018 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG,
München

Der Nobelpreisträger Joseph Brodsky hat einmal gesagt, Lyrik hätte im Gegensatz zu Romanen den Vorteil, dass ein Leben ausreiche, um ihren gesamten Kanon intensiv zu lesen. Der heute über neunzigjährige W.S. Merwin entwickelte seine Meisterschaft, indem er Gedichte aus aller Welt vom Mittelalter bis zur Gegenwart ins Amerikanische übertrug bzw. nachdichtete. Kein Geringerer als Ezra Pound riet ihm dazu, schreibt Hans Jürgen Balmes im Nachwort zu »Nach den Libellen«, seiner gelungenen Übersetzung, der ersten auf Deutsch überhaupt, einer repräsentativen Auswahl von Merwins mehr als 22 Bände umfassendem Werk. Souverän spielt der zweifache Pulitzerpreisträger mit Form und Rhythmus. Die Gedichte scheinen zu fließen, was auch daran liegt, dass sie keine Interpunktion kennen. Sie sind traditions-gesättigt, Hölderlin steht hier am Fluss, das Schicksal von Bashōs Kind wird beschworen. Die fernöstliche Philosophie und Dichtung hat viele Gedichte durchwoben, auch das hier abgedruckte »Fluss« aus dem Band »Garden Time« von 2016. Als Merwin 1976 nach Hawaii übersiedelte und dort eine Plantage in einen blühenden Garten verwandelte, studierte er Zen. Hier mag der Grund liegen für den ruhigen Ton etlicher Gedichte. Häufig beschworen sie die Natur, ihre Schönheit, aber auch ihre Verletzlichkeit. Es fällt darin sehr viel Regen, während das lyrische Ich beobachtet oder sich der Erinnerung überantwortet. Dabei verfließt die Zeit. Alles ist vergänglich. ||

FLORIAN WELLE

W.S. MERWIN: NACH DEN LIBELLEN.

Edition Lyrik Kabinett, 2018 | Aus dem Englischen von Hans Jürgen Balmes | 144 Seiten
19 Euro

IMPRESSUM

Herausgeber
Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München
Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de
Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | Layout | Illustrationen Sylvie Bohnet, Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Gabriella Lorenz, Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Online-Redaktion Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe Franz Adam (fa), Clea Albrecht (cla), Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cof), Stefan Frey (sfr), Lena Ghio (leg), Iseult Grandjean (igr), Christina Haberlik (cha), Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sh), Klaus Hübner (kh), Klaus Kalchschmid (klk), Frank Kaltenbach (fka), Wolf

Kampmann (wok), Christine Knödler (ckn), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Ulrich Möller-Arnberg (uma), Jürgen Moises (jm), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mat), Tina Rausch (tra), Chris Schinke (cs), Anna Schürmer (asch), Klaus von Seckendorff (kvs), Christa Sigg (cis), Maximilian Sippenauer (mas), Rüdiger von Naso (rvn), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung
Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

überwachen und Schlafen

SABINE LEUCHT

Raus aus dem Theater und der Frage nach, wie die Digitalisierung das Arbeiten und Wohnen der Zukunft verändert, treibt es die Münchner Kammerspiele bei ihrem Projekt »X Shared Spaces«. Das wurde nicht in und für München erfunden, sondern dem Format »X Wohnungen« nachgebaut, das Matthias Lilienthal 2002 für das Festival Theater der Welt entwarf und bereits in Johannesburg, Caracas und Warschau mit performativen Mitteln Stadtkulissen durchsichtig machte. Sogar in den Ruinen von Beirut ist es schon gewesen. Nun macht es unter neuem Namen Halt im Isar-Athen.

Die Struktur sei tatsächlich bereits erprobt – je zwei Menschen folgen drei Routen zu je sieben Stationen, an denen sie etwa zehnminütige Performances erwarten –, der thematische Fokus aber sei sehr anders, erklärt Martin Valdés-Stauber, der gemeinsam mit Helena Eckert und Christoph Gurk seit Monaten Münchner Stadtviertel inspiziert, mit Künstlern und Anwohnern spricht, Orte mit Menschen und Menschen mit Menschen zusammenführt. »Die Ortsensibilität«, sagt Eckert, sei bei diesem Projekt besonders wichtig. »Auch die Macher spiegeln uns oft, dass darin für sie der Reiz besteht.« Seit dem Spielzeiteröffnungs-Schnellschuss »Shabbyshabby Apartments« 2015, als man noch meinte, die Stadt mit einem Blick zu durchschauen, hat man an der Maximilianstraße offenbar dazugelernt.

Viele der an »X Shared Spaces« Beteiligten kommen aus dem erweiterten Kammerspiele-Umfeld, zum Beispiel die freie Regisseurin Karen Breece, die Gruppe The Agency, Ensemblemitglied Damian Rebgetz und zwei Schauspieler des haus-eigenen Open Border Ensembles. Sie und ein gutes Dutzend andere sollen das Publikum in der eigenen Stadt »durch die Welt der Digital Natives und der Sharing Economy« führen, verspricht die Website des Hauses. Durch die Welt derer also, denen das Teilen der eigenen Wohnung via Airbnb ebenso in Fleisch und Blut übergegangen ist, wie sich mit Uber durch fremde Städte zu bewegen.

Die Künstler, die alles in allem 21 Stationen mit ihren Ideen und Darbietungen bestücken, sind mit wenigen Ausnahmen nach 1980 geboren; sie hätten, sagen die Juroren, ihre Hand-

Wie wohnen und arbeiten wir? Was ist morgen noch privat? In »X Shared Spaces« lassen die Kammerspiele ihr Publikum durch geschlossene Wände blicken.



Martin Valdés-Stauber und Helena Eckert | © Philipp Schaus

schriften in der Auseinandersetzung mit der fortschreitenden Digitalisierung entwickelt und doch ganz unterschiedliche Antworten auf die Frage parat, wie sie unseren Konsum, unsere Arbeitswelt und die Beziehungen verändert. Umso unterschiedlicher vielleicht auch deshalb, weil das, was der Einzelne unter »Teilen« und »Raum« versteht, ihm überlassen bleibt. So fragen also The Agency nach dem Zusammenhang zwischen hohen Mieten und dem Verschwinden des Privaten und der aus Südkorea stammende Jaha Koo beschäftigt sich einmal mehr mit smarten Reiskochern. Wie sich das in szenischen Zehnminüttern niederschlägt (und wie mit welchem Raum kommuniziert), ist einen Monat vor der Premiere noch nicht klar. Die Gruppe Ergonomics, »die von sich behauptet, das Selfie-Schießen professionalisiert zu haben«, wird laut Valdés-Stauber wohl eine Art Tutorial-Situation herstellen und bei Britta Thie werde es eher installativ. Die bildende Künstlerin aus Berlin habe sich nämlich mit Kryptowährungen auseinandergesetzt: »Und da handeln praktisch nur die Algorithmen.«

Auf drei Routen geht es vom 19. bis 22. Juli durch höchst unterschiedliche Stadtbezirke. Route 1 führt durch Neuaubing, wo man städtebauliche Kontraste auf engstem Raum erlebt. Hier das Ramses-Hochhaus aus den Siebzigern, dort »den Platz, auf dem nationalsozialistische Aufmärsche geprobt wurden«, sagt Helena Eckert: »Und dreht man sich um, ist man praktisch auf dem Bauernhof.« Heute erforscht am

Rand dieses auch für viele Münchner exotischen Bezirks das »Smarter Together«-Projekt die Stadt der Zukunft, in der Straßenlaternen auch Messungen vornehmen oder Strom für Elektroautos liefern. Route 2 führt durch die Parkstadt Schwabing, eine Hochburg des genossenschaftlichen Wohnens und der Technologiekonzerne, wo die Tour auch in den 31. Stock der »Highlight Towers« hinaufführt. Wo früher Roland Berger von seinem Büro aus die Stadt überblickte, kann man sich heute in Office-, Coworking- oder Event-Spaces auf Zeit einmieten. Auf scheinbar vertrautem Terrain bewegt man sich dagegen auf Route 3, die vom Königsplatz bis zum Glockenbachviertel führt, wo aber Franz Wanner und Public Art Munich geheime Verhörorte des BND ausgemacht und damit ein ganzes »unsichtbares Netz unter der Stadt« offengelegt haben. Augen auf also und hinter die Kulissen geschaut! ||

X SHARED SPACES

Verschiedene Orte | **19. Juli** | 16–20.30 Uhr
20. bis 22. Juli | 15–20.30 Uhr | Beginn alle zehn Minuten
Tickets: 089 23396600 | www.muenchner-kammerspiele.de

Bleibe gesucht

Seit einem Jahr ist das theater ... und so fort obdachlos. Das kann es seine Existenz kosten.

PETRA HALLMAYER

In München eine bezahlbare Wohnung zu finden, erfordert die Ausdauer eines Marathonläufers und die Geduld eines Budhas. Verglichen mit der Suche nach einer neuen Spielstätte aber ist es ein Kinderspiel. Seit einem Jahr ist das theater ... und so fort nun heimatlos. Dabei lässt Heiko Dietz nichts unversucht. Er schreibt Brauereien und Hauseigentümer an, einfach alle, die über Immobilienbesitz verfügen, und hat sogar eine Plakataktion gestartet. »Vielleicht hat ja irgendjemand einen Tipp für uns.«

Tagelange Regenfälle hatten die Katastrophe im Sommer letzten Jahres eingeleitet. Nach einem verheerenden Wasserschaden während der von der Vermieterin nicht ausreichend gesicherten Hofsanierung musste er aus dem Kellertheater in der Kurfürstenstraße, das unter dem Hof lag, ausziehen. Seither tingelt das theater ... und so fort, das mittlerweile bei Hoppel & Ettlich, im Theater im Fraunhofer, TamS und Milla zu Gast war. Die angeschlossene Schauspielschule wird Dietz im Herbst, wenn die letzten Schüler abgegangen sind, erst einmal »ruhen lassen«.

Dass die Bühne bislang überlebt hat, ist nicht zuletzt engagierten Zuschauern zu verdanken, die sich nach einem Spendenaufruf meldeten. »Wie viele Menschen uns unterstützt haben«, erklärt er, »hat mich wirklich gerührt.« Aber natürlich sind die Mittel endlich. Zur Überbrückung arbeitet Dietz als Schauspieler und Regisseur an anderen Häusern. Das Kulturreferat hat dem Theater eine finanzielle Nothilfe in Aussicht gestellt – vorausgesetzt, er findet einen Raum. Doch der Existenzkampf für freie Theater auf dem Immobilienmarkt wird immer dramatischer. Wer schon ziemlich alt ist, erinnert sich noch daran, dass München einmal eine reiche freie Szene hatte. Heute ist diese auf eine traurig kleine Handvoll Theater zusammengeschrumpft.



Heiko Dietz in seinem zerstörtem Theater
© Andreas Kohn

Die ungewisse Zukunft zehrt an den Nerven, aber Heiko Dietz gibt die Hoffnung nicht auf. Mit seiner nächsten Inszenierung kann er noch einmal im Theater im Fraunhofer gastieren. Dort feiert im Juli Strindbergs »Fräulein Julie« Premiere. Dietz möchte die Konflikte in dem Drama um die Grafentochter Julie, die sich in einer Mittsommernacht mit dem Diener Jean einlässt, neu ausloten und schärfen. Aus Jean wird Jeanne. »Durch den Rollentausch«, meint er, »bekommen die Grenzüberschreitungen der Figuren eine andere Brisanz.« Im Zentrum steht nicht der Geschlechterkampf. »Jeanne provoziert ein Machtspiel, das außer Kontrolle gerät, aus dem plötzlich Ernst wird. Julie verliert nicht nur die Sicherheit ihrer sozialen Rolle. Sie wird mit bis dahin verborgenen Seiten ihres Selbst konfrontiert, die sie existenziell verstören.«

Nach der Klassikeradaption will sich Dietz wieder zeitgenössischen Stoffen zuwenden. Der Spielplan für den kommenden Herbst und Winter steht bereits, auch für 2019 hat er schon Projekte im Kopf. Doch wenn er bis Dezember keine neue Adresse vorweisen kann, verliert er die städtische Förderung und München ein weiteres Theater. ||

FRÄULEIN JULIE

Theater im Fraunhofer | **25.–28. Juli** | 20.30 Uhr
Tickets: online unter www.undsofort.de

Anzeige

Samstag, 14. Juli, ab 18:00 Uhr
im schwere reiter, Dachauer Str. 114



Tanztendenz München e.V. feiert

10 Jahre schwere reiter tanz

Mit Snacks, Getränken, DJ + Specials
Eintritt frei • www.tanztendenz.de

Außerdem im schwere reiter:
RUSSIA TODAY: BALL SOUND BATTLE
Peter Arun Pfaff + Robert Hofmann
Di 10. + Mi 11. Juli, 20:00 + Sa 14. Juli, 16:00 + So 15. Juli, 17:00

Eine Veranstaltung des Tanz Tendenz München e.V.
Tanz Tendenz München e.V. wird gefördert durch
das Kulturreferat der LH München.

schwere reiter
tanz | theater | musik

Landeshauptstadt
München
Kulturreferat



Totale Kontrolle

Das Rohtheater erforscht auf großer Fahrt, wie wir digital überwacht werden.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Rohtheater, das sind Bülent Kullukcu, Anton Kaun und Dominik Obalski. Das sind gefilmte Miniaturwelten aus Figürchen, Modellen, Zeichnungen auf Geldscheinen, selbst gebastelten Pop-up-Büchern und allem anderen, was die drei so finden. Weil keine Schauspieler dabei sind, nennen sie ihre Performances posthumanes Theater. Und beschäftigen sich mit dem, was die Welt zu einem nicht humanen Ort macht. Mit Machtssystemen jeglicher Couleur, seien es faschistoide Ideologien, unmenschliche Zukunftsvisionen oder die Manipulation mittels Werbung.

In ihrer neuen Produktion »Moby Dick« geht es um künstliche Intelligenz. Das klingt erst einmal seltsam, weiß doch jeder, dass Käpt'n Ahab in Herman Melvilles Roman ganz analog den weißen Pottwal jagt, der ihm einst sein Bein abgerissen hat. Ahab will sich bei dem Schmied, bei dem er sich sein



Bülent Kullukcu im Kampf mit dem Wal | © Mobypress

künstliches Bein machen lässt, aber auch einen Roboter bestellen. Das ist für Bülent Kullukcu die Schlüsselszene des Romans. Er sieht die Geschichte als eine Art Gleichnis. Der Wal steht für die Natur, die der wahnsinnig gewordene Ahab mit blindem Hass zerstören will. Den Kampf des »unschuldigen« Wals mit dem rachsüchtigen »kultivierten« Ahab vergleicht Bülent mit der Kontrolle des Menschen durch künstliche Intelligenz. Die Möglichkeit der totalen Überwachung in der digitalen Welt sieht er sehr kritisch, auch wenn er halb belustigt feststellt, dass es ja Hippies gewesen seien, die die Werkzeuge entwickelten, die dem Staat und der Wirtschaft die Kontrolle über Menschen in die Hand geben.

Nichts weniger also als die Algorithmisierung unseres Daseins und die Zerstörung der Natur sind die Themen der mobilen Theaterinstallation »Moby Dick«. Mobil deshalb, weil die Zuschauer nicht im Theater Blaue Maus bleiben. Das ist nur der Ausgangspunkt für eine Fahrt im Walfängerbus »Pequod«. Nachdem die Mannschaft sich eingeschifft hat, passiert der alte Doppeldeckerbus verschiedene Stationen – in der Stadt wie im Roman. Das Gerüst des Romans bildet die inhaltliche Grundlage der Entdeckungsfahrt. Aus Sicht des Erzählers Ismael wird die Story mit den Mitteln des Rohtheaters nachgespielt, auch in Form eines Films mit Asmir Sabic und Tuncay Acar, der im Bus gezeigt wird. In der Performance stehen Texte über Digitalisie-

rung neben solchen über Naturbeobachtungen. Was auf der Straße passiert, kann dadurch plötzlich in einem ganz anderen Kontext stehen. Man könne gut mit Sinneseindrücken spielen, während der Bus durch die Stadt fährt, meint Bülent. Das hat bei seiner Busperformance »Rettet die Vögel« schon einmal funktioniert. Diese Reise endete am verträumten Ende der Stadt im Englischen Garten. Die 35 Mann starke Mannschaft der »Pequod«, die gleichzeitig Bauch des Wals und Walfänger ist, wird im Container Collective am Ostbahnhof anlanden. Die Container-Ruinen sind für das Rohtheater Abfall und Symbol der Globalisierung und Digitalisierung unserer Welt, auch des Verschiebens von Waren und Wohlstand auf Kosten anderer.

In Schwarz und Weiß will das Rohtheater die Welt aber nicht einteilen und schon gar keine Antworten geben. Dass sich die Mitfahrer Fragen stellen, ist allerdings erwünscht. In der U-Bahn entdeckt Bülent immer mehr junge Menschen, die in die digitale Welt hineingeboren wurden und ein Buch lesen, statt in ihr Smartphone zu glotzen. »Vielleicht verweigern die sich«, hofft er. ||

MOBY DICK

Rohtheater – Theater Blaue Maus | Elvirastr. 17a | 13., 20., 27. Juli, 3. Aug. | 20 Uhr | Tickets: rohtheaterreisen@rumpeln.de

Deutsche Grundwerte: Cholesterin, Blutdruck, Abgase

Kabarettist Christian Springer nimmt unseren Umgang mit Fremden sehr ernsthaft ins Visier.

GABRIELLA LORENZ

Eigentlich nervt ihn das Kabarett mittlerweile, gerade jetzt im Wahlkampf: »Dieses Gelaber.« Mal einfach nix sagen, das wäre schön. Aber Christian Springer ist Kabarettist von Beruf, und deswegen erwarten die Zuschauer ein Programm. Christian Springer hat allerdings einen Zweitberuf – genauer: eine Zweiterberufung. Der studierte Orientalist hat 2011 die Hilfsorganisation Orienthelfer gegründet, mit der er persönlich regelmäßig Hilfsgüter nach Syrien bringt und nicht nur dort Initiativen unterstützt. Er ist also einer, der wirklich was tut – anders als diejenigen, die er mit seinem neuen Solo »Alle machen, keiner tut was« meint. Da darf man sich ruhig auch selbst gemeint fühlen.

Das Pendeln zwischen den Welten weitet den Blick und fordert zu Vergleichen heraus. Wie alle ernsthaften Satiriker ist Springer ein Moralist und Weltverbesserer (im positivsten Wortsinn). Diese Grundhaltung prägt seine Beurteilung unserer Gesellschaft, die er dann doch in einem fulminanten Zweistunden-Abend fast ohne Atemholen ausbreitet. Ganz ohne



Christian Springer arbeitet sich durch moralische Leitwerte | © Gregor Wiebe

erst Pünktlichkeit und Durchhaltewillen, beides entscheidend im Bamf-Dschungel. Extremen Durchhaltewillen beweist die Angeklagte Zschäpe im NSU-Prozess – macht sie das zu einem guten Menschen? Durchhaltewillen beweist zwar auch ein Nigerianer auf seiner 4000 km langen Flucht, aber er ist halt unpünktlich, das schürt Angst. In Deutschland beginnt sogar ein Krieg pünktlich um 5.45 Uhr. Wann exakt die Schlacht von Waterloo begann, weiß keiner. Historische Schlamperei.

Springer arbeitet sich durch die moralischen Leitwerte, obwohl doch am wichtigsten die Cholesterin- und Blutdruck-

werte sind. Und natürlich die Abgaswerte. Demut? Gesundheitsminister Jens Spahn findet ja, mit Hartz IV sei keiner arm, aber was soll er einer Hartz-IV-Empfängerin zur Kaffee-Einladung mitbringen? Einen Hund zum Betteln-Gehen? Das wäre ein erster Schritt in die Selbstständigkeit. Tradition und Brauchtum: Das Dirndl, einst Mägdekleidung, haben erst die Nazis zur erneuerten Tracht (die es nie war) erklärt. Erklärt das den aktuellen Hype? Das »Mia san mia«? In den Genen der Bayern mischt sich seit Jahrhunderten halb Mittel- und Osteuropa – Slawen, Römer, sogar Syrer. Also: »Seien Sie nett zu den Fremden, es kommt Verwandtschaft.« So zerpfückt Springer nationale Mythen bis zu ihrem irrationalen Kern.

Sein bitterernstes Fazit: Ignoranz steht hoch im Kurs, Kreativität und Fantasie interessieren niemanden, doch wir brauchen mehr Bildung und ganz neue Ideen. Und Mut: Wie die Mimose im Topf, die nach 30-mal Fallen-Lassen und Aufgefangen-Werden beim 31. Mal vertrauensvoll nicht mehr einklappt. Springer macht die Kabarettbühne zur moralischen Anstalt. Sein eindringlicher Appell: Nicht einklappen, Mut haben, nicht nur machen, sondern wirklich was tun! ||

ALLE MACHEN, KEINER TUT WAS

Stadhalle Germering | 19. Juli | 20 Uhr
Kubiz Unterhaching | 21. Juli | 20 Uhr
Wirtshaus im Schlachthof | 26. Juli | 20 Uhr
Lach- und Schießgesellschaft | 17., 18. Sept. | 20 Uhr
Kulturzentrum Trudering | 19. Sept. | 20 Uhr
Bürgersaal Unterföhring | 20. Sept. | 20 Uhr
Tickets über www.christianspringer.de

Neue Abos jetzt!

BÜRGERHAUS
PULLACH

Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
T. 089 744 752-0 www.buergerhaus-pullach.de

Theater

18. Sept. 2018 20 Uhr
Macbeth, W. Shakespeare
(Berliner Shakespeare Company)
15. Nov. 2018, 20 Uhr

Tod eines Handlungsreisenden, A. Miller
(Konzertdirektion Landgraf)
01. Feb. 2019, 20 Uhr

Immer noch Sturm, Peter Handke
(Theater a.d. Ruhr)
21. Feb. 2019, 20 Uhr

Hedda Gabler, Henrik Ibsen
(WLB Esslingen)

Klassik

28. Sept. 2018 20 Uhr
Linus Roth (Violine), **Florian Uhlig** (Klavier)
(Brahms, Weinberg, Beethoven)
18. Okt. 2018, 20 Uhr

Variation⁵ Bläserquintett
(Arnold, Francaix, Hindemith, Nielsen)
27. Nov. 2018, 20 Uhr

Meccore String Quartet
(Tschaikowsky, Szymanowski)
16. Jan. 2019, 20 Uhr

Meta4, Streichquartett
(Haydn, Brahms, Beethoven)



Abb. Berliner Shakespeare Company S. Schleyer

Wohin dreht sich diese Welt?

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Der Marstallplan geht neue Wege. Unter dem Label »Welt/Bühne« hat das Theater sich einen langen Atem gegönnt und fünf Autoren mit Stückentwicklungen beauftragt. Das Projekt begann mit einer Schreibwerkstatt im November 2017. Das Ergebnis sind fünf sorgfältig gearbeitete Inszenierungen, die vom Sich-Öffnen und Sich-Verschließen erzählen. Was das Öffnen betrifft, sehen die Nachwuchsautoren anscheinend recht schwarz. Zumeist sind die Türen verschlossen oder werden schnell verrammelt, damit das Fremde nicht hereinkommt. Und so geben die jeweils einstündigen Inszenierungen einen düsteren Kommentar zur Gegenwart ab.

In Maria Milisavljevic' »Auf ewig und gestern« bewachen Namenlose seit 1738 eine Grenze und halten die ohne Stempel draußen, weil, »wenn die auch nur riechen, dass da eine Tür ist, kommen die schon angebrochen.« Die Textcollage beschreibt die ewige Wiederkehr derselben Mechanismen. Regiestudentin Franziska Angerer von der Theaterakademie hat daraus eine intensive chorische Installation gebaut, die von den Stimmen von Barbara

Sieht man die Welt mit den Augen der jungen Dramatiker beim Festival »Welt/Bühne« im Marstall, muss man alle Hoffnung fahren lassen.

de Koy, Christian Erdt, Arthur Klemm und Cynthia Micas lebt und zu einer ohrenbetäubenden Kakophonie anschwillt, als wolle sie das Ende der Welt verkünden.

»White Elephants« der nigerianischen Autorin Zainabu Jallo erinnert in seiner Ausweglosigkeit an Tennessee Williams. Britta Ender inszeniert mit Ulrike Willenbacher als Mutter Sabeth und Oliver Möller als blindem Sohn Celestial die klostrophobisch private Geschichte still, aber unaufhaltsam auf ihr tödliches Ende zu. Nur Vox (Mathilde Bundschuh) in ihrer choreografierten Künstlichkeit scheint Ausbruch zu versprechen.

Die Tore zu machen sie auch in Susanne Fourniers »antigone lebt*«. Bei ihrer Hochzeit trifft Antigone ihre toten Brüder Polyneikes und Eteokles. Die kanadische Autorin hat jede Menge Kapitalismuskritik und Politikverweise



So wird das nichts mit der Revolution in »Bakunin« (Ensemble) | © Konrad Fersterer

in ihr Thesenpapier gepackt. Dagegen stemmt sich der britische Jungregisseur Rikki Henry mit einem Familiensaufgelagestreit und verdorrt Lilit Häßles verstörte Antigone dazu, von Beginn an fiebrig, wie elektrisch aufgeladen aufzudrehen, was Häßles prima kann, die Figur aber recht eindimensional wirken lässt.

Zum Endzeitmonolog des Hongkongers Pat To Yan führt eine Schleuse (der schwarze Kubus von Maximilian Lindner, der das variable Bühnenbild für alle Stücke abgibt). Dahinter warten Charmaine und ihr stummer Bruder Kenneth. Um der Ausgrenzung im Exil zu entfliehen, sind sie in die verseuchte Zone zurückgekehrt. Mira Stadler vom Max Reinhardt Seminar inszeniert Pauline Fusbans Charmaine im Leerlaufmonolog »Bis ans Ende ihrer Tage« als Aufziehfigur, der es schier die Sicherung raushaut.

Anders durchgeknallt kommt Santiago Sanguinettis »Bakunin« daher. Der Uruguayer

entwirft ein trashiges Spontitableau. Drei Althippies wollen sich an ihrem ehemaligen Arbeitgeber IBM und der ganzen Wirtschaft rächen. Allein, die IBM-Lateinamerika-Chefin Emma (Katharina Pichler) kommt ihnen in der Sauna böse in die Quere. Da hilft auch Rosas redlicher Android Bakunin mit Mongolenbart (Joachim Nimtz) nicht weiter. Aber wie Stefan Schweigert vom Max Reinhardt Seminar René Dumont und Arnulf Schumacher als Mad Scientist Rosa und abgetakelte Schabracke Margarita inszeniert, ist eine Schau. ||

AUF EWIG UNSER GESTERN – WHITE ELEPHANTS – BAKUNIN

8., 9. Juli | 18 – 19.30 – 21 Uhr

BIS ANS ENDE IHRER TAGE – ANTIGONE

LEBT* | 14. Juli | 19 – 20.30 Uhr

Residenztheater – Marstall | Marstallplatz, 5
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Anzeige

NUR ZWEI MINUTEN VOM THEATER BIS ANS MITTELMEER.

PESCHERIA, DIE FISCHKNEIPE AM GÄRTNERPLATZ



KÜCHE 17.30 - 23.30 UHR · THEATERTELLER, FISCHSUPPE, GILLARDEAUX AUSTERN · KOMMEN SIE AUCH SPONTAN

PESCHERIA

FRAUNHOFERSTRASSE 13 · 80469 MÜNCHEN
T 089 24214027 · WWW.PESCHERIA.DE
11.30 BIS 15.00 UHR · 17.30 BIS 01.00 UHR

Im Leerlauf

Marta Górnickas chorisches Manifest »Jedem das Seine« tritt mit Verve auf der Stelle.



Pausenloses Stimmenstakkato: das Ensemble in Marta Górnickas Zitensammlung | © David Baltzer

SABINE LEUCHT

Es rattert, es kiekst, quiekt, schnauzt und brüllt aus vielen Kehlen; es schießt wie aus Maschinengewehren – und rauscht binnen 50 Minuten vorbei. In »Jedem das Seine. Ein Manifest« kommt Marta Górnickas einzigartige Weise, mit einer maximal diversen Gruppe aus Theaterprofis und Laien böse Chöre zu Themen der Zeit zu choreografieren, an ihre Grenze. Denn die erste Inszenierung der polnischen Regisseurin an den Münchner Kammerspielen überrollt einen geradezu mit ihren rasanten, stupend rhythmisierten Wiederholungsschleifen, dem pausenlosen Stimmenstakkato voller kluger und unsäglicher Zitate aus feministischen Manifesten, Werbung (für einen Sexroboter namens »Harmony«) und aktuellen Texten der Schweizer Dramatikerin Katja Brunner.

»Jedem das Seine« heißt der Abend, ganz wie die antike Losung für Gerechtigkeit, die die Nazis zur Verhöhnung ihrer Opfer über den Eingang des Konzentrationslagers Buchenwald schrieben. Und der Titel allein schreit schon »Gefahr!«, warnt vor der nicht nur verbalen Verrohung unserer Gesellschaft, lässt sich aber auch gut auf die Beliebigkeit beziehen, mit der hier vieles in einen Topf geschmissen und zur düster-braunen Suppe verrührt wird.

Mehr als zwei Dutzend Menschen, mehrheitlich leicht bekleidete Frauen, tapsen und marschieren in der Kammer 2 auf der Stelle, laufen gemeinsam oder in Grüppchen auf das Kommando der aus dem Zuschauerraum dirigierenden Regisseurin vor und zurück, reißen die Münder auf, züngeln und blecken die Zähne. Die Frontfigur ist ein ernstes Mädchen im bunt geblühten Kleid, hinter ihr Kammer-

spiel-Akteure wie Gro Swantje Kohlhof, lokale Szenebekanntheiten wie die Schauspielerin Stacyan Jackson und der Tänzer/Choreograf Moritz Ostruschnjak und viele ganz normale »Münchner Bürger«. Mal preisen sie »die Arbeit der Vaginen«, wollen als puppenhaft grimassierende Fickmaschinen »von hinten genommen« werden, mal schreien sie »Wir kotzen in den Gendergap«, mal »Tschüss, weißer Mensch« oder auch nur »tralalalala«. Und weil eine der prominentesten Schnittstellen von Fasch- und Sexismus derzeit in den USA liegt, gibt es eine mutig performte, aber viel zu billige, weil nur gruselig-clowneske Trump-Persiflage von Anne Ratte-Polle.

Górnickas Botschaft ist klar. Wir sind der Chor, wir sind die Bösen, die Wütenden, die Aufrührer und die Unterworfenen zugleich. Wir sind – zumal als Frauen – das Fleisch und der Metzger, die Fremden und die Fremdenhasser. Doch was Górnickas »Hymne an die Liebe« zu einer erschütternden Begegnung mit dem Rechtsruck und dem gärenden Antisemitismus im heutigen Polen machte, stellt sich nicht ein: Die inhaltlich-sprachlichen und stupend choreografierten szenischen Elemente befruchten einander nicht. So sieht man am Ende nicht in einen ungnädigen Spiegel, der unsere aktuelle Realität zur Kenntlichkeit verzerrt, sondern auf einen Flickenteppich – fein gearbeitet zwar und mit Verve durch die Luft geschwenkt, aber ohne Chance, je abzuheben. ||

JEDEM DAS SEINE. EIN MANIFEST

Kammer 2 | 10., 11. Juli | 19 Uhr

Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de



Margot Gödrös und Laina Schwarz (v.l.)
© Gabriela Neeb

PETRA HALLMAYER

Rund um ein wasserloses Bassin stehen sechs verschleierte Bräute stumm auf der Bühne. Erst leise, dann lauter fangen sie an zu summen und singen, davon zu träumen, mit Rihannas »Desperado« auf und davon zu laufen. Mit einem vielversprechenden Auftakt beginnt Pinar Karabuluts Inszenierung »In den Straßen keine Blumen«, in der sie eine feministische Lesart von Federico García Lorca versucht.

Verpuffende Pussypower

Pinar Karabulut präsentiert im Volkstheater einen feministischen Lorca-Abend.

Dafür hat Charlotte Roos vier Stücke des spanischen Dramatikers und Lyrikers collagiert, die die Regisseurin mit eigenen Texten ergänzt. Zwischen mit Leintüchern verhängten Gitterwänden (Bühne: Johanna Stenzel) sehen wir in einem nicht leicht zu durchblickenden Szenen-Medley die Tragödien von Frauen in einem rigiden patriarchalischen System: Yerma (Luise Deborah Daberkow) verzweifelt in einer unglücklichen Ehe an ihrer Kinderlosigkeit und wird zur Mörderin. Eine Braut (Pola Jane O'Mara) brennt mit ihrem früheren Geliebten durch und löst ein Blutbad aus. Doña Rosita (herausragend: Laina Schwarz) wartet ihr Leben lang auf die Rückkehr ihres Verlobten. Bernarda Alba verwandelt ihr Haus in ein Gefängnis für ihre Töchter. Doch das alles bleibt uns sehr fern.

Karabulut macht weder Loras von einer repressiven Moral und Geschlechterordnung regierte Welt sichtbar, noch überführt sie seine Geschichten in die Gegenwart. Ihre Figuren agieren in einem gesellschaftlichen Niemandsland, in dem nichts wirklich Gewicht hat. Wenn Rositas Mann erklärt »Die Schafe gehören ins Gatter, die Frauen ins Haus«, klingt das

genauso albern lustig, als wenn die Hausangestellte Yermas Verlobtem nachruft: »Genitalherpes soll ihm wachsen!« Beschwörungen von Loras Poesie durch spanische Wortreihungen wechseln sich ab mit witzigen Persiflagen, schrillen Comichildern und hysterisiertem, klamaukigem Spiel. Nur selten, in einigen schönen stillen Momenten spürt man die innere Not der Figuren. Es wird viel geschrien. Doch Schreien allein erzeugt keine emotionale Intensität. Statt die Dramen neu auszuleuchten und den Genderdiskurs klug in diese zu integrieren, behilft sich Pinar Karabulut mit unvermittelten feministischen Einschüben wie einer rauchumwaberten Messe »im Namen der Mutter, der Tochter und der heiligen Klitoris«.

Nach der Pause aber gewinnt die Inszenierung an Eindringlichkeit. Wenn Bernarda Albas Töchter in ihrem Gefängnis in manische Zuckungen und von verbotenem Verlangen aufgeladene wüste Beschimpfungen verfallen und die trotzig liebeskranke Adela (Nina Steils) schließlich tot in der Gitterwand hängt, ist man plötzlich hellwach. Entsetzt starren die Frauen nach draußen auf eine vom Bürgermob gejagte Sünderin, ehe sie im Chor

brüllend deren Tod fordern. Da zeigt Karabulut endlich, wie intelligent und konzentriert sie inszenieren kann. Nur leider bleibt Margot Gödrös als mütterliche Despotin, die die Maximen ihrer eigenen Unterdrückung verinnerlicht hat und bejaht, zu schwach.

Ihrem Aufruf zum Gebet folgen die rebellischen Töchter auf ihre ganz eigene Weise. Zu Glockenläuten singen sie mit gefalteten Händen Khia-Lyrics: »Lick it good/ Suck this pussy like you should«. Am Ende liest uns Gödrös den Mythos über die Wiedererweckung der Fruchtbarkeit vor, in dem Baubo ihre Vulva entblößend die trauernde Demeter zum Lachen bringt. Wer mag, kann da eine assoziative Gedankenkette zur Lustfeindlichkeit in Loras erstarrter, sterbender Gesellschaft spinnen. Allein, was uns Pinar Karabulut damit hier und heute erzählen will, wird wie bei so vielem an diesem Abend nicht recht klar. Schade. ||

IN DEN STRASSEN KEINE BLUMEN

Volkstheater | 12., 13. Juli | 19.30 Uhr
Tickets: 089 5234655 | www.muenchner-volkstheater.de

Glückssehnsucht hinter Plastik

»Das blaue blaue Meer« im Volkstheater: ein düsteres Sozialdrama.

GABRIELLA LORENZ

2009 gewann Nis-Momme Stockmann mit seinem Bühnen-Erstling »Der Mann der die Welt aß« den Heidelberger Stückemarkt und avancierte zum Shootingstar der deutschen Theaterautoren. Seine Stücke fokussieren gesellschaftliche Missstände, Beziehungsunfähigkeit, Sinnleere. Besonders düster ist »Das blaue blaue Meer«, 2010 in Frankfurt uraufgeführt. Es bündelt wie unter dem Brennglas alle schlagzeilen-trächtigen Entsetzlichkeiten in einer (a)sozialen Wohnungsbau-Siedlung:

Arbeitslosigkeit, Dauersuff, Verwahrlosung, Kindesmissbrauch, Gewalt, Morde und Selbstmorde. Hoffnung hat in solcher Ghetto-Normalität keinen Platz. Im Volkstheater inszenierte Philip Klose zum Abschluss seiner dreijährigen Regieassistenz das geballte Elend betont abstrahiert und distanziert.

Für Darko ist die Siedlung »ein gigantischer Sarg aus Stahlbeton«, ein »Biotop der Perversionen«. Er ist genauso kaputt wie alle Bewohner, ständig zugehörnt mit Alkohol. Nicht mal zum Erhängen an der Wäscheleine reicht seine Kraft. Doch da ist plötzlich Motte, die 19-jährige Viertel-Nutte, und mit ihr ein Hoffnungsschimmer. Motte träumt von Norwegen, dort ist das Meer blauer als in der Karibik. Und Darko möchte gern die Sterne sehen, dafür ist es hier immer zu hell. Aber schon ein Zoobesuch scheitert. »Die werden uns nie irgendwo reinlassen«, sagt Darko. Aus dem als Sammelort »der Verlorenen« gebauten Asozialenlager gibt's kein Entkommen. Kapitalistische Motivationsparolen wie »Jeder kann alles erreichen« sind blanker Zynismus.

Autor Stockmann lässt meist Darko erzählen, Regisseur Klose verteilt den Text auf seine drei Schauspieler – jeder ist mal Darko. Jonathan Müller stemmt den größten Teil, Mauricio Hölzemann muss in Nebenfiguren über-eifrig rumhampeln. Lavinia Nowak verbindet als Motte trotzige Glückssehnsucht und die Zerbrechlichkeit einer versehrten Seele, ihr und Müller gelingen zarte Momente einer



Darko (Jonathan Müller) und Motte (Lavinia Nowak) lieben hinter Plastikplanen | © Gabriela Neeb

vorsichtig-spröden Liebe. Doch die Raumgestaltung gibt ihnen kaum Gelegenheit dazu. Elisabeth Pletzer (Bühne und Kostüme) pfercht die Spielfläche in der Kleinen Bühne mit milchig-transparenten, gewellten Plastikplatten ein, darin hängen Kleider in Schutzhüllen wie in einer Reinigung. Die Darsteller in ausgesucht scheußlicher Nude-Unterwäsche sieht man nur verschwommen in diesem Kasten. Immer wieder verschieben sie ruckelnd die Hängewände, nach außen, nach innen, einen Ausweg finden sie nicht. Auch hängen sie ohne ersichtlichen Grund dauernd die Kleiderbügel um, das Hemd eines Mädchens wird nach dessen Selbstmord samt Perückenskalp geräuschvoll vakuumiert. Der sinnfreie Aktionismus bringt das Tempo zum Stocken und die Darsteller um die Chance, Situationen, Figuren oder Spielfluss zu entwickeln. Die Inszenierung scheitert am unglücklichen Bühnenkonzept. Und berührt einen als Zuschauer wenig.

Am Ende muss Darko noch eine an Stockmanns Text angepappte aktuelle Wutrede halten – eine zornige Anklage gegen Politik und Turbokapitalismus. Man hatte das vorher schon verstanden. ||

DAS BLAUE BLAUE MEER

Volkstheater | 16. Juli | 20 Uhr
Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

Anzeige

Mein
GÄRTNER
PLATZ
THEATER

LA
DANZA
MORTALE

LA STRADA
BALLETT VON MARCO GOECKE
MUSIK VON NINO ROTA

AB 12. JULI 2018

KARTEN 089 2185 1960
www.gaertnerplatztheater.de

Kapitulation eines Frauenfeindes

Thomas Pekny inszeniert in der Komödie im Bayerischen Hof eine hübsche, aber matte »Mirandolina«.

PETRA HALLMAYER

Alle sind verrückt nach ihr. Die schöne und schlaue Mirandolina, Herrin über einen Gasthof in Venedig, verdreht jedem Mann den Kopf. Ihr Diener Fabrizio (Ricardo Angelini) schwärmt ebenso für sie wie der Marchese von Forlipopoli, ein eitler Gockel und verarmter Adelige mit durchlöchernten Socken (Gilbert von Sohlern), und der reiche Graf von Albalifiorita, ein etwas bauernhaft polternder Lebemann (Peter Rappenglück). Nur einer widersteht Mirandolinas Verführungskünsten: der Cavaliere von Ripafratta. Das reizt natürlich die Titelheldin in Carlo Goldonis Komödie, die Thomas Pekny in der Komödie im Bayerischen Hof in die Lagunenstadt verlegt hat. Hartnäckig und hinterlistig umgarnet und umschmeichelt sie den passionierten Frauenfeind, entschlossen, ihm eine Lektion zu erteilen.

Vor malerischen Venedig-Kulissen wetteifern die dummen Kerle auf der Gasthofterrasse um die Gunst der Locandiera. Hinzu gesellen sich die fröhlichen Gackerhühner Ortensia

(Esther Kuhn) und Dejanira (Laura Rauch), zwei Schauspielerinnen, deren falsche, von der Speisekarte entlehnte Adelstitel Anlass zu allerlei komischen Wortspielen geben.

Thomas Pekny akzentuiert weder Goldonis satirisch-sozialkritischen Töne noch die Charakterzeichnung, die dieser in das Genre einführte. Er hat den Bühnenklassiker von 1753 ironiefrei ungebrochen mit historischen Kostümen und sehr viel Liebe zum Detail inszeniert. Dabei jedoch gerät die Aufführung zumal in den letzten Passagen etwas behäbig und langatmig. Es dauert, bis sich der Cavaliere endlich liebeskrank geschlagen gibt, und irgendwann wirken die amourösen Kriegslisten der unerbittlichen Mirandolina nicht mehr lustig. Dass sie ausnahmslos von allen angehimmelt werden will und den Einzigen, der nicht vor ihr auf die Knie fällt, partout bezirzen, erniedrigen und auf seinem gebrochenen Herzen herumtrampeln muss, lässt sich heute kaum noch als charmanter Triumph weiblicher Stärke verkaufen, wie es hier versucht wird.

Die aus vielen TV-Serien bekannte Mariella Ahrens, die als Mirandolina mit in die Hüften gestemmt Temperament behauptet, ist liebreizend anzuschauen, allein, ihr nur wenig nuanciertes Spiel mattiert alle Emotionen. Mehr Facetten verleiht Michele Oliveri als unglücklicher Narr seinem Cavaliere. Begleitet werden die erotischen Irrungen und Wir-



Mirandolina (Mariella Ahrens) trampelt auf den Gefühlen des Cavaliere von Ripafratta (Michele Oliveri) herum | © Loredana LaRocca

rungen von dem Musiker Dilyan Kabranov, der mit seiner Geige die Dialoge fein gewitzt kommentiert – der schönste Einfall des Abends.

Der Intendant präsentiert bei seinem späten Regiedebüt eine solide Komödieninszenierung im Stil eines deutschen Lustspiels. Doch um Funken zu sprühen, dafür fehlt seiner »Mirandolina« die Leichtigkeit und der Schwung einer italienischen Commedia. ||

MIRANDOLINA

Komödie im Bayerischen Hof | bis 29. Juli

Mo bis Sa 19.30 Uhr | So 18 Uhr | Tickets: 089 29161633
www.komoedie-muenchen.de

Wo die Sonne sich ausruht

Jule Kracht inszeniert Carsten Brandaus Sprachkunstwerk »Himmel und Hände« mit Körperkomik.

SABINE LEUCHT

Der eine sitzt auf einer Leiter und schaut pikiert. Der andere buhlt mit allerlei Kasperleien um seine Aufmerksamkeit. Zunächst sind da nur die beiden Schauspieler auf der kleinen Bühne der Schauburg. Und die Kinder im Publikum, die glucksend lachen. Dann beginnt der auf der Leiter zu sprechen und wird gleich grundsätzlicher: »Es gibt die Welt/Die Erde/Den Himmel gibt es/Und einen Stern ... Funkelnd denk ich einen lichten Stern/Der fällt«. Dies ist nicht mehr und nicht weniger als der Beginn einer Schöpfungsgeschichte.

Der Sprecher ist A, A wie die Form der Leiter, A wie der Anfang und das Aufhören. Der andere ist O, sagt »Hallo« oder

»rechts« und »lonks«, hat rechts und links Hände wie Schaufeln und Lust, damit zu graben. In den Sand, der für A nur »eingesperrter Strand« ist, gräbt er sich ganz tief hinein. Bis A nicht mehr hinterherkommt, für den das alles »pfui-pah« ist. So wie O nicht mitkommt, wenn sein Freund schon am ersten Kindergartenitag an die Schule denkt. Dieser sich immer irgendwo anders hinträumende A, der im Hier und Jetzt wie verloren wirkt. Während O ganz Gegenwart ist, in der er herumrollt und -tollt; so, wie sich Erwachsene alle Kinder vorstellen.

Man kann Carsten Brandaus »Himmel und Hände« weder nacherzählen noch hoch genug loben. Denn ihm gelingt es in



Janosch Fries und Klaus Steinbacher (v.r.) üben sich im A und O der Freundschaft | © Judith Buss

diesem eigenwilligen, fein-ziselierten Sprachkunstwerk für Kindergartenkinder von Individualität, Toleranz, Freundschaft und Abschied zu erzählen, von Einsamkeit, imaginären Freunden und der Kraft der Fantasie, ohne auch nur eine dieser Vokabeln in den Mund zu nehmen oder sich in irgendeiner Weise zu seinen kleinen Zuschauern und -hörern hinabzubeugen. Bei den Mülheimer Kinderstücken 2016 gewann er dafür – was selten geschieht – den Jury- und den Jugendjurypreis. Und dass das Ganze auch auf der Bühne funktioniert, beweist Regisseurin Jule Kracht mit den jungen Schauspielern Janosch Fries (A) und Klaus Steinbacher (O). Was der eine sich ausdenkt, führt der andere fast ungestüm aus. Ihr Spiel, ihre Gestik und Mimik, streift das Klischee des blassen Denkers und des von Tatendrang gut durchbluteten Machers schon, aber platt wird es nie, weil die Inszenierung zwar auf Körperkomik setzt, sich aber auf allen Ebenen das Dick-Auftragen spart. Die Musik (Till Rölle) setzt atmosphärische Akzente, Ursula Bergmanns schlichte Bühne versteckt einen großen Sandkasten unter einer Plane. Und was in der Höhle darunter geschieht, wird auf die Rückwand projiziert. Hier sitzen A und O beieinander – unter der Erde und doch im goldenen Licht, weil sich die Sonne hier ausruht. Und wenn A bis dahin blasshimmelblaue Kleider getragen hat und O sandstrandbeige, haben sich danach die Farben sanft gemischt. Weil es das A und O jeder Freundschaft ist, dass man für immer etwas vom anderen behält.

Seltsamerweise driftet die Aufmerksamkeit des jungen Publikums genau dann ab, wenn die Schauspieler aus ihren Rollen heraustreten und von ihren eigenen Kindergartenereinerungen erzählen. Das machen die beiden durchaus charmanant, und doch merkt man gerade hier, wie stark der Sog von Brandaus Sprache ist, der schon kleinste Kinder erfasst. ||

HIMMEL UND HÄNDE

Schauburg | wieder ab Oktober | www.schauburg.net

Anzeigen

**SPIELZEIT 2018/2019
JETZT ABONNIEREN!**

theaterakademie august everding

02.11.2018, Prinzregententheater
CINDERELLA
Musical von Rodgers & Hammerstein
mit dem Münchner Rundfunkorchester

09.01.2019, Prinzregententheater
COSÌ FAN TUTTE
Oper von W.A. Mozart
mit dem Münchener Kammerorchester

22.03.2019, Prinzregententheater
L'ANCÈTRE
Oper von Camille Saint-Saëns
mit dem Münchner Rundfunkorchester

WAHLGUTSCHEIN FÜR EINE WEITERE PRODUKTION
des Studiengangs Schauspiel oder Regie

INFORMATIONS:
Tel: 089 / 21 85 19 30
abo@staatstheater.bayern.de
www.theaterakademie.de

25 JAHRE THEATERAKADEMIE AUGUST EVERDING

NACH DEM MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM

VOM FISCHER UND SEINER FRAU

Bühne der Stadt München
DEUTSCHES THEATER

01. – 12. AUGUST 2018
TICKETS: 089 - 55 234 444



Das TamS-Ensemble schlägt sich beherzt durch Grimms Märchenwald | © Franz Kimmel

Im Wald, da sind die Räuber

GABRIELLA LORENZ

Dass es in Grimms Märchen oft recht grimmig zugeht, hat schon manchen pädagogisch besorgten Eltern Kopfschmerzen gemacht. Da werden Köpfe und Hände abgehackt, Kinder sollen umgebracht oder gefressen werden, dauernd muss man ums Leben fürchten. Aber im TamS-Theater seien die Zuschauer in Sicherheit, auch vor Alltagsorgen und Polit-Problemen, versichern die Schauspieler und vernageln zur Sicherheit die Eingangstür – nicht ohne Söder-Kreuz. Aus 16 Motiven der von den Gebrüder Grimm im 19. Jahrhundert gesammelten Volksmärchen hat der Regisseur Jakob Fedler mit vier Schauspielern im TamS die Collage »Grimm – Lasst uns flüchten, z.B. in den deutschen Wald« erarbeitet. Fedler inszenierte zum ersten Mal im TamS und bringt eine dort eher ungewohnte, derbe Komik ins Spiel. Die macht das mörderische Märchen-Medley zu einer Mordsgaudi.

Den von der Romantik so verklärten deutschen Wald, wo in Volkssagen die Räuber hausen, hat Diana Galli auf Kulissen-Versatzstücke gemalt, die düsteren Nachtbilder lassen trotz Silbermond Unheimliches vermuten. Da erwischt es das vor der bösen Stiefmutter geflüchtete Schneewittchen (Sophie

Wendt) noch gut bei den netten sieben Zwergen. Die schmettern beim Ein- und Abmarsch stets »Im Frühtau zu Berge«, und weil drei Rauschebärte halt keine sieben sind, zählen Axel Röhrle, Lorenz Seib und Tobias Schormann immer so lang durch, bis sie auf sieben kommen. Hingegen muss eine Braut in einer Kannibalen-Höhle das ihr zgedachte Schicksal an einem anderen Opfer mit ansehen, bringt aber durch List die Täter unters Henkersbeil. Das knallt dann neben dem Delinquenten auf ein Brett.

Die Schneewittchen-Fortsetzungen ziehen sich als Running Gag durch eine Auswahl der weniger bekannten Texte. Fast alle sind blutrünstig und nehmen kein gutes Ende. Doch das Gruselig-Grausame wird unterlaufen mit Witz und ungeütem Klamauk. Manches wird nur erzählt, »Läuschen und Flöhchen« macht Axel Röhrle zur furiosen Schnellsprecharie. Die Darsteller sehen aus wie Kasperlfiguren und kasporn sich

Dennoch flüchtet das TamS dorthin – mit einer kasperlkomischen Collage aus Grimms Märchen.

mit großer Spiellaune fliegend von einer Story in die nächste. Ein neues Gesicht hat Regisseur Fedler mitgebracht: Wie Tobias Schormann minutenlang als kluge Else verlegen wortlos herumdruckst, während der Freier Hans (Lorenz Seib) stur wiederholt »Ich komme aus Hannover«, ist ein hinreißendes Kabinettstück. Am Ende legt er noch ein Trommelsolo hin, zu dem sich die böse Stiefmutter zu Tode tanzt. Trotzdem sind, so ist das im Märchen, alle noch lebendig genug, um die vernagelte Tür wieder zu öffnen. Doch Vorsicht: Draußen lauern die Räuber im Großstadtwald. ||

GRIMM

TamS – Theater am Sozialamt | Haimhauser Str. 13a
bis 27. Juli | Mi bis Sa | 20.30 Uhr | Tickets: 089 345890
tams@tamstheater.de

Krone

»King Charles III« in Gewissensnot:
Philipp Moschitz inszenierte
eine Zukunftsvision von Mike Bartlett
im Metropoltheater.



Charles III (Michael Vogtmann), Pressesprecher James (Butz Buse),
Premierminister Evans (Tillbert Strahl, v.l.) | © Jean-Marc Turmes

Das Unvorstellbare ist geschehen: Queen Elizabeth ist gestorben. Vor dem Metropoltheater liegen Blumen und Trauerbriefe, drinnen auf der Bühne kommt die Royal Family von der Beisetzung zurück. Jetzt also regiert der ewige Thronfolger Charles, auch wenn's bis zur Krönung noch Wochen dauern wird. Das preisgekrönte Drama »King Charles III« von Mike Bartlett wurde 2014 in London uraufgeführt und vom britischen Fernsehen 2017 verfilmt. Bartlett entwirft darin einen Konflikt zwischen Krone und Parlament, der mit vielen Shakespeare-Anspielungen zum Königsdrama wird.

Für die Inszenierung von Philipp Moschitz baute Thomas Flach eine raumhohe Holzwand, ähnlich wie im Globe Theatre, hier aber mit Stützen und Streben als karge Hinterbühne gezeigt. Fenster und Türen öffnen sich, Projektionen zeigen dahinter Palast-Prunk. Davor wird in Gesprächen Politik gemacht. Als erste Routine-Amtshandlung soll Charles ein

bereits verabschiedetes Gesetz zur Einschränkung der Pressefreiheit unterzeichnen. Er weigert sich, was der smarte Premierminister Evans (Tillbert Strahl spielt einen Typ wie Macron oder Kurz) nicht versteht: Schließlich leiden die Royals besonders unter der Klatschpresse. Aber Charles will kein Grundrecht beschneiden – der Monarch versteht sich nicht als Grüßonkel, sondern als Hüter der Demokratie. Von der Oppositionsführerin (Edith Konrath) erhofft er sich Unterstützung.

Michael Vogtmann zeigt diesen soignierten Charles zunächst als zaudernden Bedenkenträger. Alle Diskussionen vertiefen seinen Gewissenskonflikt, er fragt nach der Rolle der

gegen Staat

Krone, verhärtet sich zunehmend, gewinnt aber Überzeugungskraft und Sympathie. Bestärkt von Camilla (Ursula Berlinghof schafft großartig in knappen Auftritten eine glaubwürdige Figur) greift er – wie 1817 William IV. – zum letzten Mittel, der Parlamentsauflösung. Draußen herrschen Staatskrise und Chaos am Rand des Bürgerkriegs, drinnen familiäre Intrigen und Probleme. Sohn Harry (James Newton) hängt in Boxclubs und Technodiscos ab und will mit Freundin Jessica (Diana Marie Müller) bürgerlich leben (Meghan war 2014 noch nicht präsent). Kate (Nathalie Schott) drängt wie Lady Macbeth ihren widerstrebenden Gatten William (Adi Hrustemovic) zur Macht und zum Erhalt der gefährdeten Monarchie. Und selbst Pressesprecher James (Butz Buse spielt alle kleinen Nebenrollen), das treue Faktotum, wechselt die Seiten.

Bartlett schrieb die teils langen Dialoge in Blankversen wie Shakespeare mit umgangssprachlichen Einsprengseln, Moschitz inszenierte sie ziemlich statisch. Videos und Geistererscheinungen lockern optisch auf, und inhaltlich bleibt das Ideendrama spannend bis zum bösen Schluss. || lo

KING CHARLES III

Metropoltheater | Floriansmühlstr. 5 | 1. Juli | 19 Uhr | 5.-7.,
9., 12., 14., 16., 18.-21. Juli | 20 Uhr | Tickets: 089 32195533
info@metropoltheater.com

|| VORMERKEN!

12., 13., 20.-22., 26., 29. Juli

DER KLEINE PRINZ

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | 20 Uhr | wieder im
September | Tickets: 089 24209333 | www.hofspielhaus.de

Antoine de Saint-Exupéry hat den Aufstieg von »Der kleine Prinz« zu einem der meistverkauften Bücher nicht mehr erlebt. Der Schriftsteller und Pilot stürzte 1944 bei einem Aufklärungsflug ab. In den achtziger Jahren inszenierte Gunnar Petersen das Kunstmärchen mit Ronnie Janot in der Titelrolle im Studiotheater im Fuchsbau, die Aufführung wurde Kult. Da heißt es für Ferdinand Schmidt-Modrow in große Fußstapfen steigen, wenn er bei der diesjährigen Freilichtaufführung des Hofspielhauses den kleinen Prinzen spielt. Ihm zur Seite steht eine ganze Riege bewährter Münchner Schauspieler. Gerd Lohmeyer gibt den philosophischen Fuchs. Christiane Blumhoff den Geografen, in dessen dicken Büchern nichts Wichtiges drinsteht. Veronika von Quast die Königin, die dringend einen Untertan sucht. Und Hausherrin Christiane Brammer die Rose, zu der der Prinz schließlich zurückkehrt.

25., 26. Juli

SORRY NOT SORRY

HochX | Entenbachstr. 37 | 20 Uhr | 29. Juli im Rahmen
des Sommerfestes ab 15 Uhr | Tickets: 089 90155102
www.theater-hochx.de

Auf der Wiesn Promilletests an Besoffene zu verkaufen, ist eigentlich total schwachsinnig. Mona Vojacek Koper hat es trotzdem getan. Als Feldstudie zu männlichem Verhalten. Herausgekommen ist, was man von besoffenen Idioten halt erwarten kann. Also Sprüche aus der alleruntersten Schublade. Herausgekommen ist aber auch die Frage: Warum setze ich als Frau intuitiv meine »weiblichen Reize« ein, um mein Produkt besser an den Mann zu bringen? Und wie verhalte ich mich, um das Produkt Mona Vojacek Koper zu verkaufen? Die Absolventin der Falckenberg-Schule untersucht in »Sorry not sorry« den Objektstatus des weiblichen Körpers und zieht Parallelen zu ihrem Schaffen auf der Bühne. Außerdem stellt sie sich der größten Herausforderung, der sich ein Frauenkörper auf der Bühne stellen kann: komisch sein, ohne in die Grabbelkiste sexueller Klischees zu greifen.

17. Juli bis 15. Sept.

DON QUIJOTE

Innenhof der Glyptothek | 20 Uhr (Einlass 19 Uhr, keine Vor-
stellung am 21. Juli) | Tickets: 089 3003013 (10-12, 15-19 Uhr),
0171 3006259 | www.theaterspieleglyptothek.de

Gewöhnlich bespielen Beles Adam und Gunnar Petersen den schönen Innenhof der Glyptothek passend mit Dramen der Antike. In diesem Jahr machen die Theaterspieler in der Glyptothek mal eine Ausnahme und wenden sich Miguel Cervantes' Mann von La Mancha zu, der auf seinem Pferd Rosinante mit dem treu-genervten Sancho Panza gegen die buchstäblichen Windmühlenflügel reitet, weil er sie für Riesen hält. Spaniens wohl bekanntester Beitrag zur Weltliteratur hat einen Ritter von der traurigen Gestalt zur Hauptfigur. Don Quijote hat zu viele Ritterromane gelesen und träumt sich in eine Scheinwelt voller Abenteuer und höfischer Rituale, in denen er natürlich auch eine imaginierte Geliebte, Dulcinea von Toboso, verehrt. Doch der Dank für seine edlen Taten sind immer nur Prügel der verständnislosen Dummköpfe um ihn herum, die nicht in seine Traumwelt sehen können.



Louise Lecavalier und Robert Abubo in »Battleground« | © Katja Illner



Tanz und Klang: Sabine Glenz choreografiert »Rhizom« | © Franz Kimmel

Im August macht die Tanzwerkstatt Europa München zu einem internationalen Hotspot der Tanzszene.

Summer in the City

THOMAS BETZ

Seit 1991 gibt es in München die Tanzwerkstatt Europa, von Walter Heun ins Leben gerufen, mit einer einfachen Rechnung, die jedes Jahr aufgeht: Sommerkurse mit einem Festival, eine Veranstaltungsreihe mit Workshops für Profis und Laien. Aus der klugen Verquickung dieser beiden traditionellen Formate entstehen Synergien, die nach wie vor sprühen in dieser Werkstatt des Tanzens, des Staunens und des Denkens über Tanz. Das Programm der Kurse reicht von diversen Contemporary-Dance-Klassen über »The mystery of dramaturgy« von Alain-Platel-Dramaturgin Hildegard De Vuyst sowie das Forschen über mechanische Objekte, Maschinen und digitale Medien mit Kris Verdonck bis hin zu Charlie Morrisseys Workshops zur Kontaktimprovisation oder zum Sehen und Gesehen-Werden in der Performancepraxis. Zehn Tage dauert die Werkstatt – die Gratis-Schnupperworkshops von Quim Bigas und Henry Montes plus die Vorstellung aller Workshopdozenten am 31. Juli sowie die Final Lecture am 11. August mit den Ergebnissen der Kursteilnehmer nebst Abschlussparty nicht eingerechnet.

Das Performanceprogramm beginnt dieses Jahr wieder mit einem Highlight (1./2. August, Muffathalle): Louise Lecavalier,

kanadisches Tanzgenie und Ex-Frontfrau von LaLaLa Human Steps, ließ sich für »Battleground« von Italo Calvinos Novelle »Der Ritter, den es nicht gab« inspirieren, schuf dazu andere Helden und Antihelden für ihr feinsinniges Schlachtfeld, auf dem Lecavalier selbst als Chevalier und schwarzer Ritter mit ihrem Gegenbild und Partner Robert Abubo tanzt.

Der Belgier Jan Martens kämpft mit sich selbst, denn er schuf ein Solo, das den Versuch des Schaffens feiert (3. August, HochX). Die Belgierin Lisbeth Gruwez feiert eine besondere Art von Musik und was Mensch und Musik miteinander machen: »Lisbeth Gruwez dances Bob Dylan« (4. August, Muffathalle). Und einen speziellen Dialog unternimmt Willi Dörner, wenn er Körper mit der konzeptuellen visuellen Poesie von Heinz Gappmayr verbindet (9. August, HochX). Ordnungen erforscht auch, zum Abschluss, ein treuer Begleiter der Tanzwerkstatt, der französische Tänzer und Choreograf Noé Soulier, der in »Faits et gestes« (10. August, Muffathalle) die Tänzer jeden Abend neu entscheiden lässt, wie das Regelwerk umgesetzt wird.

Eine Uraufführung steht auch auf dem Programm (7.–9. August), ein »choreografisches Konzert« von Sabine Glenz mit den Schlagzeugern der Münchner Philharmoniker. Mit den Philharmonikern hat die Münchner Choreografin schon 2016 zusammengearbeitet, bei einer Auftragsarbeit für das MPHIL 360° Festival zu Prokobjew, dann 2017 in ihrem Projekt »Phasen. Machen« zur Musik von Steve Reich – und nun zum guten dritten Mal mit einer Choreografie zu John Cages »Three Constructions«. Die Stücke aus den Jahren 1939 bis 1941 waren ein von Glenz gern aufgegriffener Vorschlag der Perkussionisten

des Orchesters, die wieder mit auf der Bühne stehen. Bei dieser frühen Musik von Cage – und den »Interludes« des Münchners Robert Merdzo – kommt es darauf an, so Glenz, »sich auf ein offenes Format einzulassen«. Deshalb arbeitete sie im Juni mit einem offenen Probenplan: Jeder kann kommen und gehen, man spielt sich nicht auf bestimmte Konstellationen ein, sondern arbeitet an individuellen Entscheidungen, Klangnuancen, lebendigen Bewegungsreaktionen. »Eine Form der Selbstorganisation, wo jeder Teil Verantwortung trägt«, meint Glenz, für ein Zusammenspiel ohne Ende – deshalb auch der Titel »Rhizom« –, das in immer weitere Verzweigungen mündet. »Überall, wo etwas zerbricht oder sich verfehlt, entsteht etwas Neues.«

Anfang Juli wird sich klären, wie viel Platz die Instrumente als Setting einnehmen werden. Denn die Grenzen zwischen Tänzern und Musikern sollen sich auflösen. Deshalb arbeitet Glenz in dem ihr seit Jahren vertrauten Schwere Reiter. »Ein Ort, der sich um seine Künstler kümmert«, meint Glenz. »Grundsätzlich ist es wichtig, einen solchen Ort für freischaffende Choreografen zu bewahren, damit auf der Bühne über eine längere Zeit hinweg geprobt werden kann.« Es wird wohl ein raumgreifendes Projekt: »Hoffentlich passt alles da rein«, sieben Tänzer, sieben Musiker, die Gegenstände. Wie das Plakat ahnen lässt: Der alte Holzboden spielt eine Rolle und ein silberfarbener Tanzteppich auch. ||

TANZWERKSTATT EUROPA

Verschiedene Spielorte | 1.–11. August | Alle Termine, Infos zu den Workshops und Tickets: www.jointadventures.net

Anzeige

HAUS DER KUNST

Generations Part 2

Künstlerinnen im Dialog
Sammlung Goetz im Haus der Kunst
– 27.01.19

STRETCHY O U R V I E W

|| NICHT VERPASSEN! ||

10. Juli

ENSEMBLE DES BALLETT DORTMUND:

FAUST II – ERLÖSUNG!

Gasteig, Carl-Orff-Saal | 20 Uhr | Tickets: 089 54818181, www.muenchenticket.de

Echte »Faust«-Fans lesen den welthaltigen zweiten Teil der Tragödie; der Dortmunder Ballettdirektor Xin Peng Wang hat sich mit dem Kapitalismus und Goethes Wertekanon auseinandergesetzt. Ein Wiedersehen: Als Faust brilliert der in München noch bestens bekannte Marlon Dino, auf der Suche nach der »schönsten Frau« Helena, getanzt von seiner Lebenspartnerin Lucia Lacarra, ehemals Erste Solistin beim Bayerischen Staatsballett und 2011 »Tänzerin des Jahrzehnts«.

13.–22. Juli

THINK BIG! # 6

Verschiedene Spielorte | Programm und Infos: www.thinkbigfestival.de

Wer tollen Tanz und schöne Performances sehen will, ist beim Münchner Think Big!-Festival mit seinen 13 internationalen Produktionen richtig. Das beweist gleich zur Eröffnung (13. Juli) die Kibbutz Contemporary Dance Company 2 mit Rami Be'ers »360°«. Empfohlen ab 12 Jahren, das heißt: für alle. Für Einsteiger – ab vier Jahren – bestens geeignet ist die interaktive Theaterperformance der italienischen Company TPO, auf dem Weg zu »Panda's Home« (16./17. Juli) folgen wir den fünf Elementen und werden eins ums andere Mal überrascht. Ein Stück Musiktheater bereits für Vierjährige ist »Der Bär, der nicht da war« vom Bonner Theater Marabu (21./22. Juli), und ebenfalls in der Schauburg zu sehen ist das hinreißende Breakdance-und-Graffiti-Battle »Nothing Twice« (13./14. Juli), neu inszeniert von Eric Kaiel.



Choreograf Marco Goecke und Tänzerin Marta Jaén



Thomas Martino und Roberta Pisu | © Marie-Laure Briane (2)

Marco Goecke kreiert für das Gärtnerplatz-Tanzensemble »La Strada«, nach Federico Fellinis Film und zu Nino Rotas Ballettsuite.

CLEA ALBRECHT

Einfach anders – das ist Marco Goecke. Er ist der Surrealist unter den Tanzschöpfern des 21. Jahrhunderts. Ein Max Ernst der Choreografie? Die Surrealisten in der Malerei erfanden neue kreative Techniken, ihre Inhalte richteten sich auf das Unbewusste, auf den Traumzustand. Die Wirkung ihrer Bilder ist geheimnisvoll, absurd, poetisch.

Ganz ähnlich wie Nijinsky sich aus seiner klassischen Schule ohne jeden schmiegsamen Übergang 1913 in die stampfenden Rhythmen seines »Sacre« stürzte, so überspringt Goecke ab 2003 die Neoklassik, die Kyliánsche Moderne, das Tanztheater und die verschiedenen körperintensiven zeitgenössischen Stile, um uns mit einem so noch nie gesehenen naturhaft flatternden, ruckenden, zugleich mysteriös reduzierten Bewegungsgebilde zu konfrontieren. Aber es ist keine sich in ihrer Neuartigkeit sonnende Form, kein kühl-eitler Formalismus. In diesen nachtschattigen Bühnengeschehnissen begeben sich Menschen auf eine Traumreise zu ihrem Inneren. Und eben dieses »uns selbst Verwandte« ist es, weshalb Marco Goeckes Werke weltweit gefragt sind. Gerade arbeitet er auf Einladung von Gärtnerplatz-Tanzchef Karl Alfred Schreiner an einer Kreation: »La Strada« nach Federico Fellinis Meisterwerk von 1954, das mit Anthony Quinn und Fellinis Ehefrau Giulietta Masina in den Hauptrollen Filmgeschichte schrieb. Premiere ist am 12. Juli.

»Die Idee kam von Karl«, beginnt Goecke unser Gespräch. »Ich fand sie spannend, bleibe auch der Vorlage treu, verwende sogar, wenn auch gestückelt, die Musik von Nino Rota (Rota adaptierte 1966 seine Filmmusik zu einer Ballettsuite; die Red.). Aber es sind schon Sachen drin, die mir gehören.« »La Strada«, Fellinis letzter Film im Genre des italienischen Neorealismus, erzählt die Geschichte des ungeschlachteten fahrenden Schau-stellers Zampanò und seiner einfältig-gutwilligen Assistentin Gelsomina, die er ihrer Familie für 10.000 Lire abkaufte: Figuren am untersten Rand der Gesellschaft. »Ja, das passt schon gut zu mir«, reagiert Goecke sofort. »Diese armen Würschtel, das hat auch was Glamouröses. Der Obdachlose hat ja auch seine Würde. Und der Überlebenswille ist überall der gleiche, ob arm, ob reich ... Ja, das Arme hat auch seine Schönheit.« Genau diese Schönheit leuchtet aus Fellinis filmischen Bildern, die den Einfluss des französischen poetischen Realismus verraten. Was dem Regisseur damals den Vorwurf der marxistischen Kritik einbrachte, dass soziale Realität in »La Strada« nicht vorkomme.

Neorealistisch auf der emotionalen Ebene ist der Film durchaus. Zampanòs rohe Behandlung der naiven, aber sensiblen Gelsomina, seine Verdrängung jeglichen Gefühls ist ein aus existenzieller Not erwachsener Schutzmechanismus. Erst ganz am Ende, als er, ausgebrannt durch ein hartes Wanderleben, völlig unerwartet vom Tod Gelsominas erfährt, bricht er weinend zusammen. »Zampanò hat sie geliebt. So haben wir es angelegt. Ihm wird jetzt bewusst, dass ein Mensch verloren, eine Chance vertan ist«, verrät Goecke seine Deutung und gibt gleich zu, den Film eher im Fluge angeschaut zu haben: »Ich will mir noch eine Offenheit bewahren. Ich frage dann während der Erarbeitung im Ballettsaal meine Ballettmeister »Was passiert jetzt?« Es ist bei mir der Instinkt des Augenblicks – und immer ein freier Fall. Ein Freund von mir nennt das »unprofessionell.

Einigen Menschen hinstellen



Marco Goecke | © Karl Lagerfeld

Paulo, Montréal, Rotterdam, Den Haag und Wien, die zahlreichen Auszeichnungen, die über sechzig geschaffenen Werke durch. Für eine ganze Reihe war Michaela Springer die Ausstatterin, immer »eingefühlt« auf den Choreografen, auf seinen Wunsch nach freiem Raum. Umso überraschender die Bildwirkung, wenn Objekte ins Spiel kommen, wenn die Tanzfläche regelrecht geflutet wird von schwarzen Luftballons wie in Goeckes Stuttgarter Kreation »Sweet Sweet Sweet« von 2005, die 2008 vom Gärtnerplatz-Tanzensemble unter Henning Paar übernommen wurde. Wenn man Goecke richtig versteht, wird er, wieder zusammen mit Springer, Fellinis poetisch-realistische Landschaften mit einer leeren Bühne übersetzen: »Dann nur so einen Menschen hinzustellen, das zu wagen, ist ein Wahnsinn. Aber dieser Mensch, dieser Tänzer erzählt etwas, füllt den Raum, färbt ihn ein«, sinniert Goecke fast für sich. »Und sein Tanzen muss den Hinweis geben, was innen in ihm los ist. Das herauszubringen treibt mich an. Die Frage ist ja: Hat man etwas zu erzählen oder nur Spaß, die Zeit mit Bewegung zu füllen? Es geht doch darum, etwas Unausprechliches zumindest erahnbar zu machen. Erklären kann man es letztlich nicht.«

Marco Goecke ist anders: nicht nur in seinem Stil, auch in der im Grunde tanzfremden Herangehensweise ans Choreografieren. Schaut er immer noch Fernsehen rauf und runter? »Ja, auch jetzt noch«, sagt er. »Einmal muss ich wissen, was in der Welt vor sich geht. Aber ich bin ja auch immer auf der Suche. Und jeden Tag sehe ich was, was ich gebrauchen kann. Manchmal überlade ich mich auch. Aber aus dieser Ereignis- und Faktenschwemme filtert sich dann doch heraus, was in eine Arbeit Eingang findet.« Marco Goecke ist ein umgänglicher Mensch. Rebellisch, hat er zugegeben, war er als Student an der Münchner Ballettakademie/Heinz-Bosl-Stiftung und wohl auch bei seinem ersten Tänzer-Engagement in Hagen. Aber tief drinnen ist er sanftmütig. Und verletzlich. Als Tamas Detrich, ab 2018/19 neu antretender Stuttgarter Ballettchef, letzten Juli nach 13 Jahren Goeckes Vertrag als Hauschoreograf nicht verlängerte, war das ein nicht zu beherrschender Schmerz. Die Verabschiedung bedeutete keine existenzielle Gefährdung. Goecke ist seit 2013 dem Nederlands

Ich selber finde es wunderbar – obwohl ich mich so malträtiere und danach geschafft bin. Andererseits macht es mich traurig, dass ich so wenig aus der Sachlage lerne, dass ich mir nicht auch mal auf die Schulter klopfen kann.«

Marco Goecke, und das ist so angenehm erstaunlich, antwortet aus dem Verfertigen seiner Überlegung heraus, ganz ohne zelebrierendes Formulieren. Und nie klingen da irgendwo im Hintergrund die Erfolge in Tel Aviv, São

Dans Theater und jetzt auch dem Stuttgarter Gauthier Dance als ständiger Choreograf verbunden. Gleich im Herbst steht auch eine Kreation für das Ballett der Pariser Oper an.

Die Trennung von Stuttgart bedeutet für ihn aber den Verlust von etwas, das er aufgebaut hat, den Verlust der Zuwendung und des Vertrauens des Ensembles – seiner künstlerischen Heimat. Vielleicht war diese ungewollte »Stuttgarter Scheidung« für den jetzt 45-Jährigen letztlich doch die richtige Schicksalsfügung: Ab 2019/20 ist Marco Goecke unter Hannoverers designierter Staatsopernintendantin Laura Berman sein eigener Herr. »Ich habe lange überlegt«, sagt Goecke. »Freiheit ist ja auch was wert. Aber so kann ich auch mal meine eigene Familie haben.« Man ist gespannt auf seine erste Ballettleitung, seine Pläne, junge Choreografentalente zu fördern, wie man auch gespannt ist auf seinen Tanz vom »Lied der Straße«. ||

LA STRADA

Gärtnerplatztheater | 12., 14., 17., 23. Juli | 19.30 Uhr | 15. Juli 18 Uhr | Tickets: 089 21851960 | www.gaertnerplatztheater.de

Anzeige

ABO

DER
MÜNCHNER KAMMERSPIELE
SPIELZEIT 2018/19

INFOS & BESTELLUNG UNTER
089 / 233 966 02
WWW.KAMMERSPIELE.DE



MÜNCHNER
KAMMERSPIELE



Claudius Schulze: »Grimsel Pass« (aus der Serie »Naturzustand«) | 2013 | © Claudius Schulze, Courtesy: Robert Morat Galerie

Claudius Schulze Vor oder nach der Katastrophe?

Wasser ist das Kontinuum in den Arbeiten des Fotografen Claudius Schulze. Gelenktes Wasser, Wasserwege, das Dasein am Wasser, die Verbindung zwischen Ufern übers Wasser hinweg. Das Bild »Grimsel Pass« ist eines der faszinierendsten, das man derzeit neben neun weiteren großformatigen Fotos von Claudius Schulze im Münchner Stadtmuseum zu sehen bekommt. Die Wasserfläche, ein Stausee im Berner Oberland, liegt wie ein Seidentuch am Fuße der Aufnahme, tief und türkis und still. Aus dem See heraus wächst der Felsen, auf dem festungsgleich das historische Alpinhotel Grimsel Hospiz hingemauert ist. Die Anlage erinnert an Neuschwanstein und Hohenschwangau, aber die romantische Perspektive täuscht zutiefst. Unter dem Hotel steht das

hochmoderne Kraftwerk, über dem Hospiz erhebt sich das Gebirge, und man weiß nicht: Wird der menschliche Eingriff, die burgartige Anlage, von der Felswand geschützt oder erdrückt? Der Berg mit seinen zahnartigen Spitzen könnte jederzeit zubeißen. Und was passiert dann mit der riesigen Mauer, die im Verhältnis zum See doch so zart wirkt, und die die Wassermassen daran hindert, sich ins Tal zu stürzen? Man fragt sich: Was bedeckt der See? Ist der See ein Grab? Das kleine Häuschen unterhalb der Stauanlage, gleich über dem Wasserspiegel: Befand es sich einst als Schutzhütte weit über dem Tal, bevor sich die Verhältnisse grundlegend verändert haben? Zeigen die Bilder den Zustand vor oder nach der Katastrophe?

Claudius Schulze, geboren 1984 in München, lebt und arbeitet in den Wasserstädten Hamburg und Amsterdam. Was aussieht wie hingemalt, ist tatsächlich das technisch eingefangene Spiel aus Licht und Schatten. Ingenieurskunst – bei ihm der Umgang mit Materie und Apparatur – trifft Naturgewalt: Er übersetzt naturnahe Zustände, in die der Mensch massiv eingegriffen hat, in ein poetisches Bild, das zeitliche und manchmal auch sphärische Verbindlichkeiten hinter sich lässt. Die Kabinettausstellung im Münchner Stadtmuseum entführt den Betrachter in Gegenden, in denen man Ferien machen könnte. Jedoch: Die Ansichten befremden, verunsichern, beunruhigen. Wer also demnächst nicht verreisen will, aber eine Stunde lang dennoch Ferien mit allen Unwägbarkeiten machen

möchte, dem sei ein Besuch in diesem eigenartig verwinkelten Kabinett empfohlen. || cp

FORUM 046
CLAUDIUS SCHULZE – NATURZUSTAND
Münchner Stadtmuseum | bis 16. September | Di-So 10-18 Uhr | St.-Jakobs-Platz 1
www.muenchner-stadtmuseum.de

CLAUDIUS SCHULZE: STATE OF NATURE
Texte von Oskar Piegsa und Prof. Dr. Thomas Glade | Deutsch/Englisch | 30 x 36 cm
fadengeheftetes Softcover mit geprägter Banderole im Schuber | 172 Seiten | 61 farbige, 13 s/w Abb. | Hartmann Books, 2017 | 58 Euro

Überraschung!

Es hätte auch schiefgehen können. Denn die Münchener Biennale hat als Festival für neues Musiktheater einiges gewagt. Sie hat typische Räume verlassen und Spielformen relativiert. Sie hat Musik und Text, Inszenierung und Publikum in ihrem Verhältnis zueinander befragt, überhaupt das Experiment als Verfahrensweise, nicht als Dogma in den Mittelpunkt gestellt. Denn am Ende zählt der Diskurs, nicht das einzelne Beispiel. Oder? Zwei Meinungen.

B



Lauschen in der Badewanne: »Bathtub Memory Project«



Zwangswohngemeinschaft: »Wir aus Glas« | © Armin Smailovic (2)

KLAUS KALCHSCHMID

Man kann Manos Tsangaris und Daniel Ott nicht vorwerfen, dass sie bei ihrer zweiten Biennale das Motto »Privatsache« nicht ernst genommen hätten. Auch der Anteil singender Menschen war gegenüber 2016 deutlich erhöht. Als Höhe- und radikaler Endpunkt ließ sich das »Bathtub Memory Project« (Eleftherios Veniadis, Maria Karamouza) erleben, bei dem man in wohliger warmer Wanne wieder zum kleinen Jungen wurde, dem die Mutter etwas vorsingt, während animierte Qietschen-ten und Segelschiffe die Badezimmerwand bevölkern. Lustig war auch das schräge Streichquartett in der winzigen »Tonhalle (Max-Joseph-Platz 1b)« von Ruedi Häusermann. Aber wie quälend erwiesen sich andere Projekte, die ebenfalls mit nur ein bis vier Darsteller/-innen auskamen: sei es die seltsame Zelt-Bespielung eines verdrahteten Mannes bei »Interdictor« von Marek Poliks, der sinnfreie Riesenluftballon, der die Zuschauer am Ende an die Wand presste bei »Bubble« von Wilmer Chan und Lam Lai, oder vier Damen inmitten einer ebenso fragilen wie scharfkan-

tigen Rauminstallation unter dem Titel »Skull ark, upturned with no mast« von Clara Iannotta, bei der man sich alles und nichts denken konnte. All diesen eher missglückten Miniproduktionen gemein war, dass es so gut wie keine real existierende Musik zu hören gab, geschweige denn Musiktheater. Dabei plätscherte auch noch die Performance beliebig und enigmatisch vor sich hin. Wie wohltuend erwies sich da die absurde singende und musizierende Zwangs-Wohngemeinschaft in »Wir aus Glas« von Yasutaki Inamori und David Hermann oder die konkrete kollektive Trauerarbeit bei Ondřej Adámek's Sprechoper »Alles klappt«, die um Insassen eines Konzentrationslagers kreiste. Sogar »Third Space« von Stefan Prins war dank der exzellenten Musik mit Instrumentalisten, die versprengt auf der Bühne inmitten von Publikum und improvisierenden Tänzer/-innen agierten, kein verlorener Abend. Da freilich musste man das Motto schon mit der Lupe suchen. Fazit: Am besten kein Motto mehr, weniger Produktionen und dafür Projekte, die spannend etwas erzählen. ||

ANNA SCHÜRMER

Jahrhundertlang bestimmten Gesang und Instrumentalmusik die DNA der Oper – und auch das zeitgenössische Musiktheater kann nicht ohne diese Stammzellen auskommen. Nun aber fokussieren Manos Tsangaris und Daniel Ott seit ihrem Antritt an der Münchener Biennale theatrale und interventionistische, installative und performative Formate, um in die Grenzbereiche des Musiktheatralen vorzustoßen. Schon 2016 wurde den Produktionen zum Thema »OmU – Original mit Untertitel« der eher beigeordnete Status von Musik und Gesang vorgeworfen – und diese Stimmen werden auch nach der Biennale-Ausgabe 2018 zum Thema »Privatsache / Private Matters« nicht verstummen.

Was für eine Bereicherung ist doch diese undogmatische, experimentierfreudige und internationale Plattform gerade für München, eine Stadt, wo hohe Mieten und wenig Freiräume kaum Platz für kreative Exzesse bieten. In dieser Metropole, die kein freies Ensemble der zeitgenössischen Musikszene von mehr als regionaler Ausstrahlung vorwei-

sen kann, wird die Biennale für jeweils zehn Tage in zwei Jahren zum Ausrufezeichen einer unabhängigen Szene mit internationaler Strahlkraft: Wann schon kann man in München neue Schauplätze in irritierenden Settings entdecken? Wo sich andere Veranstalter in Antragsprache um die »Erschließung neuer Publikumsschichten« bemühen, zieht die Münchener Biennale wie von selbst junge Menschen und internationales Kreativpublikum an, das sich hier mit den Granden und der Prominenz der Neuen Musik in relativ intimer Atmosphäre trifft. Es ist ja logisch, dass bei einem Uraufführungsfestival nicht jede Produktion gleichermaßen überzeugt. Aber genau das ist der Zauber des »ersten Mals«. Die Entdeckung des Neuen auf unsicherem Terrain ermöglicht erst eine der wichtigsten Zutaten avancierter Kunst, die Überraschung. Das nehmen Daniel Ott und Manos Tsangaris ernst. Dieser Berliner Schweizer und der Kölner mit griechischen Wurzeln tun der Kunstszene in unserer manchmal engen bayerischen Hauptstadt ausgesprochen gut! ||



Oben: »Interdictor«, unten von links nach rechts: »Alles klappt«, »Skull ark«, »Third Space« | © Armin Smailovic (4)

Verdi, reduziert

STEFAN FREY

»Polizeilich verboten werden können« – das sollte nach Meinung von Richard Strauss »die Verballhornung Schiller'scher Dramen durch den jungen Verdi«. Zu sehr widersprach seinem Theaterverständnis die Anpassung hehrer deutscher Klassiker an die schnöden Konventionen der italienischen Oper. Auch »Luisa Miller«, Verdis Version von »Kabale und Liebe«, ist da keine Ausnahme. Aus Schillers bürgerlichem Trauerspiel wird ein Familienmelodram rund um die stereotype Dreieckskonstellation von Tenor, Sopran und Bariton, dazu ein zweiter Bariton, ein Bass und ein Mezzosopran. Schon dieses Besetzungsmuster macht deutlich, worum es dem Komponisten und seinem Librettisten Salvatore Cammarano ging: nicht um gesellschaftskritischen Sturm und Drang, sondern um große Gesangsszenen. Dabei konzentrieren sie sich auf die innerfamiliären Konflikte, den zwischen Graf Walter und seinem Sohn Rodolfo (Schillers Ferdinand) und den zwischen Vater Miller, einem einfachen Soldaten, und seiner Tochter Luisa. Sie liebt Rodolfo, Rodolfo liebt sie, doch der Standesunterschied lässt dies nicht zu. Die Väter haben andere Pläne. Rodolfo ist Herzogin Federica versprochen, Luise Walters Sekretär Wurm. Anders als bei Schiller ist er aber ein eher schlichter Intrigant und entsprechend ein Bass. Nicht einmal eine Arie gönnt ihm Verdi. Ansonsten ist »Luisa Miller« aber ein Sängerfest. Und als solches erfreut es sich – Richard Strauss zum Trotz – in letzter Zeit wieder größerer Beliebtheit. So stand die Oper erst vor zwei Monaten auf dem Spielplan



Luisa Miller inmitten der Intrige | © Stefan Weber Photo Art

der Met und wurde zum Triumph für die Starbesetzung Piotr Beczala, Sonya Yoncheva und Plácido Domingo.

Warum soll, was in New Yorks größtem Opernhaus geglückt ist, nicht auch in Münchens kleinstem Opernhaus funktionieren? Das dachte wohl auch die wagemutige Pasinger Fabrik, die mit solchen Repertoire-Experimenten bisher meist gut gefahren ist. Bei »Luisa Miller« ist sie es nicht. Verdis große Oper in die kleine Wagenhalle zu verlegen, stellte die wie immer jungen und motivierten Sänger vor das unlösbare Problem, sich beherzt in ihre Rollen zu werfen und sich zugleich zurückzunehmen. Der von Verdi verlangte große Stimmgestus führt angesichts der eher intimen Raumsituation dazu, dass besonders zu Beginn durchweg zu laut und undifferenziert gesungen wird. Das lag auch daran, dass Regisseur Marcus Everding auf eine exakte, etwas starre Bewegungs- und Gestenchoreografie setzt. Dafür hat er sich von Claudia Weinhart zwei Zimmer bauen lassen, die Luisas schlichte bürgerliche und Walters adelige Welt gegenüberstellt. Verbunden werden

Münchens kleinstes Opernhaus nimmt »Luisa Miller« ins Programm. Das ist ein Wagnis.

sie nur durch einen schmalen Steg. Das sind klare Zeichen für die sozialen Gegensätze, aber auch für die Distanz zu den Figuren.

Verstärkt wird diese patriarchalische Welt dadurch, dass sie tatsächlich im historischen Biedermeier angesiedelt ist. Da tragen die Frauen prächtige, aber nicht immer vorteilhafte Kleider, die Herren Uniformen und Koteletten. Ein Panoptikum von in Konventionen gefangenen Figuren. Erst im Angesicht des Todes zeigen sie endlich echte Gefühle. Luisa und Rodolfo finden sich im Schlussduett, und besonders Tenor Andreas Stauber blüht förmlich auf. Was vergiftete Limonade so alles bewirken kann. Am besten funktioniert hat die Pasinger Adaption von »Luisa Miller« ohnehin musikalisch. Carlos Domínguez-Nieto hat die Sänger stets sensibel und temperamentvoll begleitet und selbst das Orchester klingt auch in Andreas Pascal Heinzmanns Bearbeitung für zehn Instrumente immer nach echtem Verdi.

Was wohl Richard Strauss gesagt hätte? ||

LUISA MILLER

Pasinger Fabrik | August-Exter-Str. 1 | **7., 8., 12.–14., 19.–22. Juli, 3.–5., 8.–12., 15.–19. Aug.** | 19.30 Uhr
Open Air auf Schloss Blütenburg | **26.–31. Juli** | 20 Uhr
Tickets: 089 8292 89079 | www.pasinger-fabrik.com

Peter und Peter



Peter Tilling | © Astrid Ackermann

Peter Tilling spielt mit seinem Ensemble Erranti ein Ständchen für Peter Ruzicka. Ein Treffen unter Freunden.

KLAUS KALCHSCHMID

Am 3. Juli feiert Peter Ruzicka, facettenreicher Komponist, Dirigent, Hamburger Opernintendant und Leiter verschiedener Festivals, unter anderem in Salzburg und 1996 bis 2014 der »Münchener Biennale für Neues Musiktheater«, seinen 70. Geburtstag. Am 8. Juli (11 Uhr) wird er im Literaturhaus mit Musik und Gespräch und tags darauf um 20 Uhr in der Black Box des Gasteig mit einem umfang- und beziehungsreichen Konzert geehrt. Beide Male spielt unter Leitung von Peter Tilling dessen »Ensemble Erranti«, bestehend zu einem guten Teil aus Münchner Musiker, das im Dezember selbst seinen bereits zehnten Geburtstag begehen kann.

Die Instrumentalisten haben schon mehrfach Werke Ruzickas uraufgeführt, darunter »Still – Memorial für Posaune und Ensemble«, eine mystisch sich entfaltende, dabei ebenso archaisch wie schmerzreich anmutende Komposition innerhalb des auf drei Teile angelegten Zyklus' »Je weiter ich komme«, der nun wieder – noch ohne die geplante »Jagd« – zur Aufführung kommt. Jubilar und Dirigent waren sich schnell einig, dass es auch »Esta noche« des damals 20-Jährigen zu hören gibt. Dieses op. 1 ist eine »Trauermusik« für Tenor (Bernhard Berchtold), Flöte, Englischhorn, Bratsche und Cello für die Opfer des Krieges in Vietnam, der damals, 1967, seinen grausigen Höhepunkt erreicht hatte. Die von Jesús López Pacheco (1930 bis 1997) verfassten Texte widmen sich freilich dem spanischen Bürgerkrieg in den 1930er Jahren. Nicht minder wichtig für das Œuvre Ruzickas ist »... der die Gesänge zerschlug – Stele für Paul Celan« (1985), einen Dichter, den Ruzicka persönlich kannte und dem er unmittelbar nach dessen Suizid 1970 ein Streichquartett sowie 2001 eine Oper widmete. Holger Falk wird die sieben durch Zwischen-

spiele verbundenen, sehr konzentrierten Gedichtvertonungen singen.

Rund um diese zentralen Werke Ruzickas erklingt der Klaviertrio-Satz »Adagio Adagio« von Hans Werner Henze, der Ruzicka als Mentor seit seinem op. 1 begleitete und sein Vorgänger als Leiter der Biennale war, aber auch das Werk eines noch jungen Komponisten, wie sie Ruzicka immer wieder gefördert hat: Philipp Maintz (* 1977) hatte mit »Maldoror« bei der Biennale 2010 großen Erfolg und komponierte mit »Zeige deine Wunde« ein von der gleichnamigen Installation von Joseph Beuys im Lenbachhaus inspiriertes 12-Minuten-Stück für die Kernbesetzung des Ensemble Erranti, also Flöte, Oboe, Klarinette, fünf Streicher, Harfe, Klavier/Celesta und Perkussion, sowie diesmal auch Akkordeon und Posaune.

Peter Tilling verarbeitete in »Ein Schatten, schwebend« Material des Klavierstücks »Elegie« von Richard Wagner, das »gleichsam in 13 Takten die Essenz aus »Tristan« und »Parsifal« bildet«, wie Tilling erklärt, der heuer in Bayreuth die Studienleitung für »Parsifal« übernimmt: »Das klingt bei mir sehr nordisch und skulptural, auch mit einem Hauch Improvisation, was mir sonst als Dirigent und Cellist eher fremd ist.« Abgerundet wird das Konzert mit seiner instrumentalen Auffächerung eines ebenfalls späten und berühmten, beinahe atonalen Klavierstücks von Franz Liszt: »Nuages Gris«. ||

FÜR PETER RUZICKA – PORTRAIT ZUM 70. GEBURTSTAG
Black Box – Gasteig | **9. Juli** | 20 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.gasteig.de

Anzeige

Musik
in der edition text+kritik

Jetzt zum Sonderpreis
€ 25,-
bis 31.7.2018



Auli Eberle (Hg.)
Peter Ruzicka
Komponist, Dirigent, Intendant, Weggefährte
Passagen (- ins Innere)
215 Seiten, Notenbeispiele
€ 28,- (D)
ISBN 978-3-86916-663-6

Anlässlich seines 70. Geburtstags zeichnet der Band ein aktuelles Porträt von Peter Ruzicka. In kultur- und musikwissenschaftlichen Betrachtungen und in Interviews wird Ruzickas Beitrag für den Diskurs der Neuen Musik reflektiert. Auch jüngste Kompositionen wie »... POSSIBLE-À-CHAQUE-INSTANT« und die viel beachtete Oper »BENJAMIN« stellt das Buch vor.

etk
edition text+kritik · 81673 München · www.etk-muenchen.de

Fürstin der Finsternis

MATTHIAS PFEIFFER

Mit festen Genres braucht man hier nicht mehr ankommen, denn was Chelsea Wolfe aus Kalifornien macht, entzieht sich allen Kategorien. Im Endeffekt kann man ihre Musik nur als eines bezeichnen: mächtig. Ihr Sound sucht in der gegenwärtigen Pop- und Rocklandschaft seinesgleichen. Seit ihren Anfängen Mitte der 2000er Jahre hat Wolfe ihren musikalischen Stil geschaffen und vereint Gothic, Folk, Electronic und Metal zu einem homogenen Ganzen. Denn egal welche Musikrichtung auf ihren bisher fünf Studioalben vorherrscht, alles wird durchzogen von einer düsteren, apokalyptischen Grundstimmung. Was Chelsea Wolfe macht, ist das musikalische Austreiben von Dämonen.

Und die begleiten sie schon ewig. In einem Interview sagte sie, dass sie als Kind mit Schlafparalyse und Angstzuständen zu kämpfen hatte. Das letzte Album »Hiss Spun« war ein wich-



Finstervolk-Fee: Chelsea Wolfe | © Shaina Hedlund

tiger Schritt im Heilungsprozess – und ist nebenbei bemerkt der musikalische Höhepunkt ihres bisherigen Schaffens. Aber natürlich ist ihre Musik weit entfernt davon, nur Selbsttherapie aus vor sich hin tropfenden Düsterklängen zu sein. Sie ist vielmehr ein Laboratorium der Stimmungen, die Wolfe mit vielfältigen Ausdrucksformen erzeugt. Heftige Gitarrenparts wechseln sich mit meditativen Passagen ab, immer wieder wird der Rock-Eindruck von elektronischen Geräuschsple-

Die Sängerin Chelsea Wolfe erforscht die Untiefen der Seele. Im Feuerwerk kann man ihr in die Dunkelheit folgen.

reien unterbrochen. Nun heißt das aber auch, dass es schwer ist, ein Einstiegswerk zu finden. Wer mit dem Finsterfolk von »Unknown Rooms« (2012) liebäugelt, ist mit den schweren Gitarrenwänden von »Abyss« (2015) vielleicht überfordert – und umgekehrt. Wer Weltuntergangsstimmungen von vornherein ablehnt, sollte von Wolfes Musik lieber die Finger lassen. Wer aber gerne einen Schritt ins Ungewisse wagt, wird schnell in einem wunderschönen schwarzen Loch versinken, aus dem er gereinigt wieder entlassen wird. ||

CHELSEA WOLFE

Feierwerk | Hansastr. 39 | 30. Juli | 21 Uhr
Tickets: 01806 570 070 | www.feierwerk.de

Am Hof des Königs

Konzerte von King Crimson sind Hochämter der Rockmusik. Für zwei Abende kommt die Band auch nach München.

WOLF KAMPMANN

Spricht man von Popmusik älteren Datums, ist man schnell mit dem Etikett »Klassiker« bei der Hand. In vielen Fällen ist das übertrieben. Auf den Komponisten Robert Fripp und seine Band King Crimson trifft das jedoch in mehrfacher Hinsicht zu. Schon von Anbeginn ihrer knapp 50-jährigen Geschichte war es King Crimson um die Verdichtung mehrerer Aspekte von Kunst und Klang gegangen. Elemente der klassischen Musik wurden unorthodox mit Jazz, Progrock und Heavy Metal, zuweilen auch mit entfesseltem Noise kombiniert. Die Band beschäftigte einen Poeten, der eigens für die Texte zuständig war, und das Coverartwork hatte zumindest in den Anfangsjahren Subtexte, die über das Dekorative hinausgingen. Viel auffälliger war aber die unterbrochene Lebenskurve des Projekts. Robert Fripp mis-



Zeitgemäß zeitlos: King Crimson | © Dean Stockings

traute dem Erfolg. Wann immer es für ihn den Anschein hatte, die Band erhalte zu viel Zuspruch, löste er sie kurzerhand – oft zum Ärger seiner Fans – auf. Inzwischen wissen wir, dass er zuverlässig mit einer neuen Besetzung zurückkehren wird. Denn King Crimson definiert sich nicht über einen dauerhaften Kader, sondern über eine Idee. Und damit wären wir beim vielleicht wichtigsten Effekt, der die Band zum Klassiker macht. Im Gegensatz zu vielen anderen Oldtimer-Truppen, die auf endlosen Abschieds- und Reunion-Tourneen das goldene Zeitalter einstiger Erfolge heraufzubeschwören hoffen, behandelt Robert Fripp sein Gesamtwerk tatsächlich als zusammenhängendes Œuvre, das es in entsprechendem Rahmen in ein zeitgemäß zeitloses Gewand zu hüllen gilt.

Gegenwärtig ist die Band in einer achtköpfigen Besetzung unterwegs. Einige Mitglieder arbeiten schon länger mit Fripp, andere kommen aus Gruppen wie der Neoprogramm Porcupine Tree, den Industrial-Lärmern Ministry oder aus dem stadiontauglichen Umfeld Noel Gallaghers. Acht Leute sind ein kleines Orchester. Und wie in jedem guten Ensemble geht es weniger um die Herkunft und Befindlichkeit der Mitglieder als um die Intentionen des Leiters und die Aufführung des Werks. Man muss in zuverlässigen Quellen nachschlagen, um glauben zu können, dass Robert Fripp 72 Jahre alt ist. Rein äußerlich hat er sich seit 40 Jahren kaum verändert. Auch innerlich scheint er weiterhin eher zuzulegen als abzubauen. All seine Errungenschaften werden in packenden Neuarrangements mit unveröffentlichten Kompositionen und Improvisationen zu einem dreistündigen Spektakel der Superlative gebündelt.

Er könnte sicher auch größere Arenen bespielen, doch der Maestro bevorzugt erlesene Plätze und tritt dort lieber zwei- bis dreimal auf. Massenabfertigung ist nicht seine Sache. Und so ist es schon allein ein Genuss, vor dem immer pünktlichen Konzertanfang den Bühnenaufbau zu bewundern. Vorn sind wie Streicher in herkömmlichen Orchestern die drei Schlagzeuge aufgebaut, dahinter auf Podesten erhöht der Rest der Band. Robert Fripp und King Crimson haben die Trennwände zwischen Rock und Klassik nicht nur durchlässig gemacht, in ihrer aktuellen Konstellation sind sie selbst ein Klassiker, der alle oberflächlichen Rock-meets-Classic-Pastiches ad absurdum führt. ||

KING CRIMSON:

UNCERTAIN TIMES – EUROPEAN TOUR 2018

Philharmonie | 16. und 17. Juli | 19.30 Uhr
Tickets: 01806 570070 | www.dgmlive.com

Selbst ist S der Fremde

Eine Premiere der Opernfestspiele stammt von dem Münchner Komponisten Nikolaus Brass: »Die Vorübergehenden«.

RALF DOMBROWSKI

Auf die Frage, ob er im Grunde seines Herzens ein Existenzialist sei, muss Nikolaus Brass schmunzeln und meint, als 49er-Jahrgang habe man das doch mitbekommen. Tatsächlich findet sich im Libretto seines Musiktheaters »Die Vorübergehenden«, ein Rahmen der Opernfestspiele uraufgeführt wird, ein Motivgemenge, das auch einen Camus hätte getrieben haben können: »Ich habe ein gewisses Faible für das Ausleuchten von tragischen Situationen. Der Kern ist die Problematik des Fremdseins, Sich-selbst-Fremdseins. Wir kriechen alle in den Kopf des Protagonisten, wo seine Gedanken wirt durcheinandergelassen. Er bekommt sein Leben nicht zu fassen, erlebt sich gegenüber sich selbst als fremd. Diese Erfahrung des »Wo bin ich denn eigentlich?« ist hier ja weitverbreitet. Ich führe eine Figur ein, die »der Flüchtling / der Reisende« heißt, durch die die Hauptperson eigentlich erst die eigene Fremdheit versteht.« Ort dieser Reise in das Innere ist die Reithalle, in der es diesmal keine Tribüne geben wird, sondern über den

Handlungsraum verteilte Inseln, von denen aus Sänger und Musiker agieren. Regie führt Ludger Engels, das Orchester in Kammermusikgröße leitet Marie Jacquot. Neben einem Chor stehen sieben Solisten wie Nikolay Borchev (Der Liebende), Sarah Maria Sun (Die Liebende) und Ilker Arcayürek (der Flüchtling/der Reisende) im Mittelpunkt. Als Textvorlage dienen Nikolaus Brass Gedichte von Tomas Tranströmer, Mahmud Darwisch und Rose Ausländer, die er zu einem Gedankenstück verknüpfte, das nicht nur inhaltlich, sondern auch strukturell mit den Möglichkeiten einer Transformation der Ausdrucksformen spielt: »Am Anfang stand »Oper« darüber, denn ich wollte alles etwas provokant formulieren, weil Oper für mich mehr als das ist, was normalerweise darunter verstanden wird. Nun geht es doch als Musiktheater durch, und wir haben das Konzept gemeinschaftlich während der Probenphase entwickelt. Es ist einerseits klassisches Musiktheater mit Opernrollen, aber es gibt innerhalb des Stücks auch einen Bereich, wo

dieser Bezug aufgegeben wird, wenn die Musiker und Sänger aus ihren Rollen aussteigen und quasi zu uns werden. Der Titel »Die Vorübergehenden« hat ja eine reale Bedeutung, wie wenn man etwa vom Café aus die Leute auf der Straße beobachtet. Auf der anderen Seite sind wir alle sterblich, endlich, vorübergehend. So entstand die Idee, dass sich auch das ganze Opernhafte auflösen wird. Dann allerdings schnappt die Opernfalle wieder zu und die Leute rutschen in ihre Rollen zurück. Um das alles erlebbar zu machen, wird das Publikum quasi im Geschehen sitzen.« Die Lösung in der Auflösung, Musiktheater als Gedankenspiel: ein reizvolles Experiment. ||

DIE VORÜBERGEHENDEN

Reithalle | Heßstr. 132 | 13., 15., 16., 21. Juli
20.30 Uhr | Tickets: 089 21851903 | www.staatsoper.de

Das andere München

Seit zehn Jahren forscht das Festival »Sound of Munich Now« nach den Wurzeln heimischer Popkultur.



Von links nach rechts: Blecleroc, Theresa Chanson, Bluekilla | © Feierwerk (3)

JÜRGEN MOISES

Auf die Frage, was der »Sound of Munich« ist, gab es vor zehn Jahren ganz verschiedene Antworten. Da war etwa ein Münchner Gospelchor, der genauso hieß, oder ein gleichnamiges Album von den Merricks aus dem Jahr 1997, dessen Titel sich auf einen noch älteren »Munich Disco Sound« bezog, den Giorgio Moroder zusammen mit der Sängerin Donna Summer in den 1970ern hier aufnahm.

Seit 2009 gelten diese Antwortmöglichkeiten immer noch, aber sie haben sich deutlich erweitert. Damals fand nämlich das erste »Sound of Munich Now«-Festival im Feierwerk statt, das mit seinem Titel genau diese Frage ins Zentrum stellte. Das heißt, auch das Feierwerk und die »Süddeutsche Zeitung« wollten als Veranstalter herausfinden, was den Klang von München ausmacht. Sie luden rund 15 Münchner Bands und Solokünstler für Konzerte auf die Bühne. In Interviews wurden Musiker, Veranstalter und Kulturpolitiker befragt. Und das Ergebnis war: Es gibt nicht eine, sondern viele Variationen,

die mal nach Indiepop, Folk, Hip-Hop, Rock oder Elektrosoul klingen. Nur dass man über deren Existenz oftmals zu wenig weiß. Eine Erkenntnis, die die Erstausgabe von »Sound of Munich Now« begleitete, und die auch bei den nachfolgenden Ausgaben aufkam. Aber dass eine bunte, lebendige Popszene in München existiert, kann seitdem keiner mehr bestreiten. Wenn jetzt am 28. Juli die Veranstalter auf dem Alten Messeplatz mit einem Jubiläums-Open-Air »10 Jahre Sound of Munich Now« mit nächtlicher Fortsetzung im Feierwerk feiern, dann dürfen sie das schon einmal als Erfolg buchen.

Es hat sich ebenfalls gezeigt, dass es vor allem bei jungen Münchnern ein großes Interesse an der hiesigen Musikwelt gibt. Und dass es ab und zu ganz angenehm oder bestärkend sein kann, wenn man sich zumindest einen Abend lang als Teil einer gemeinsamen Szene sieht. Dieses Gefühl konnte einem »Sound of Munich Now« in den letzten Jahren wiederholt vermitteln, mit der kleinen Gefahr, dass man am Ende auch ein

wenig um sich selbst kreiste. Die Veranstalter haben das erkannt und deshalb den »Sound of Munich« um die »Sounds« von Erlangen, Augsburg, Regensburg und Traunstein erweitert. Das gab dem Festival neue Impulse. Dennoch kann man die Frage stellen, ob es eine jährliche Bestandsaufnahme wirklich braucht. Die Jubiläumsausgabe bietet für solche Überlegungen eine gute Gelegenheit. Weil dort als eine Art »Best Of« mit Cat Sun Flower, Dobré, Elektrik Kezy Mezy, Ni Sala oder The Moonband fast nur Musiker spielen, die bereits dabei waren. Man kann hören und sehen, wo sie heute stehen. Und mit ihnen gemeinsam zurück und nach vorne blicken. ||

10 JAHRE SOUND OF MUNICH NOW

Alter Messeplatz / Feierwerk | Hansastr. 39 | 28. Juli
15 / 22 Uhr | Eintritt frei | www.feierwerk.de

Landpartie mit Trends

Das Puch Open Air in Jetzendorf ist nur noch ein bisschen Geheimtipp. Die Fahrt dorthin lohnt trotzdem.

Anzeige

DIRK WAGNER

Kaum haben die beiden Songschreiber Reiner Sladek und Lenz Lehmail ihre Indieband Animal Crackers mit einer nachgereichten CD-Edition nebst einem dazugehörigen Releasekonzert verabschiedet, erscheint im Herbst das Debütalbum ihres neuen Minimal-Elektro-Projekts Drei Sekunden. »Drei Sekunden sind der zeitliche Maßstab, den der menschliche Verstand als Gegenwart interpretiert«, erklärt das Duo seinen Namen, der zugleich auch Programm ist: Musik nämlich, die die Gegenwart in ihrer Flüchtigkeit wiedergibt. Einen Vorgesmack darauf bietet ein Auftritt der Drei Sekunden heuer auf dem Puch Open Air. Auf jenem Festival also, das Sladek und Lehmail selbst vor mehr als zwei Jahrzehnten initiierten, um sich und anderen Bands aus dem Dachauer Land eine Plattform zu bieten. Längst ist daraus das vielleicht schönste Indiefestival Deutschlands gewachsen, das jährlich Zuschauer aus Augsburg, München und Österreich lockt. Dabei hatten die Veranstalter durchaus mal Sorge, dass das Festival zu sehr frequentiert würde. Obwohl nämlich der Bauernhof in Lueg bei Jetzendorf, wo das Open Air beinahe jährlich stattfindet, groß genug wäre, um noch mehr Zuschauer zu fassen, würde das strukturelle Veränderungen bedingen, die den Charme der Veranstaltung als gemütliches und familienfreundliches Musikfest riskieren könnten.

So gesehen meistert das Line-up auch dieses Jahr wieder zwei Herausforderungen: Zum einen will man mit einem attraktiven Programm eine Nachfrage sichern, die den Auf-

L



The Notwist | © Patrick Morarescu

wand lohnt. Zum anderen setzt man auf Künstler, die sich musikalisch jenseits eines massenkompatiblen Mainstreams ausdrücken. Das entspricht auch der Idee, mit lokalen und überregionalen Musikern Trends aufzuspüren, die noch nicht die größeren, kommerziell ausgerichteten Festivals bespielen, auch wenn The Notwist aus München, Suun aus Kanada oder Die Nerven aus Stuttgart, die neben den Drei Sekunden und der türkischstämmigen Rapperin Ebow heuer auf der Bühne vor dem Wald auftreten, schon lange keine unbekannteren Größen mehr sind. Musik, die man vor allem auch spürt, liefern zudem Elemental Wave Soundsystem aus Dachau, die schon in den letzten Jahren als Tontechniker mit ihrer Anlage den guten Sound des Festivals sicherten. Da sie andernorts auch selbst mit ihrem aus circa 40 Lautsprechern gebauten zehn Meter langen und zwei Meter hohen Soundsystem auftreten, wird man die auf dem Puch Open Air bewährten Klangexperten heuer sogar als Musiker erleben. Zu erreichen ist das familienfreundliche Festival, für das Kinder übrigens keinen Eintritt zahlen müssen, auch mit der S-Bahn. Vom S-Bahnhof Petershausen fährt ein Shuttlebus zum Festivalgelände und zurück. Wer länger bleiben will, kann auch zelten. ||

PUCH OPEN AIR

Lueg, Jetzendorf | 14. Juli | 16 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.puch-openair.de



Erstaunlich beständig: Yellowjackets | © Anna Webber

KLAUS VON SECKENDORFF

Für die Vermählung von Jazz und Rock (später auch Soul, Funk, R&B, Pop, Weltmusik) – in den Siebzigern dank John McLaughlins Mahavishnu Orchestra, Chick Coreas Return to Forever oder Weather Report eine spannende Neulanderkundung – ist Ehrenrettung dringend geboten, seit »Contemporary« in den Billboard-Charts zur ewig gleichen Fahrstuhlmusik oder zur Demonstration eines selbstverliebten Virtuositums zu verkommen droht. Wer beklagt, dass alt-

Locker bleiben

Fusionjazz ist wieder hip. Und die Yellowjackets haben das immer schon gewusst.

gediente Heroen wie Lee Ritenour oder Jeff Lorber immer seltener interessante Songs aufnehmen, hat in der Tat wenig Auswahl: Das Trio Tribal Tech hat sich aufgelöst, der unverwechselbare Gitarrist Allan Holdsworth ist im vergangenen Jahr verstorben, Steps Ahead tauchen nur gelegentlich mit alten Songs wieder auf. Da bleibt nur eine Formation von – trotz diverser personeller Wechsel – erstaunlicher Beständigkeit übrig, bei der darauf Verlass ist, dass auch nach 40 Jahren nicht ein Album wie das andere klingt: die Yellowjackets.

Deren Mitbegründer in den späten Siebzigern, Russell Ferrante, ist als Keyboarder zugleich wichtigster Komponist der Band. Er sucht die Nähe zu Folk, Funk, Gospel und Pop à la Bruce Hornsby, kann aber auch Jazz pur und verwendet lieber einen Akkordwechsel zu viel als zu wenig. Dennoch ist es nicht so, dass die Gelbjacken-Songs vor Sophistication kaum laufen könnten. Ganz im Gegenteil: Flüssig-schlüssig hören sie sich an, angenehm, weil Bob Mintzer (amtierender Chefdirigent der WDR Big Band) als Saxofonist den dauergespresten Überinten-

sivton vieler Kollegen vermeidet und sogar dann nicht penetrant klingt, wenn er via EWI (Electronic Wind Instrument) als Bläser Keyboard-Sounds benutzt. Hinzu kommen mit William Kennedy ein bei allem Biss diskreter Drummer und seit 2016 mit Dane Alderson ein junger Australier am Bass, der sich auf seinen sechs Saiten virtuosen Vorgängern wie Jimmy Haslip und Felix Pastorius würdig erweist. So bleibt die Band leicht identifizierbar, ohne allzu berechenbar zu werden. Und live können die Jackets auf ein ideenstarkes Repertoire von fast 30 CDs zurückgreifen. Da wird's im September nicht langweilig, wenn sie im New Yorker »Birdland« drei Nächte hintereinander spielen werden, ebenso wenig im Juli in der »Unterfahrt«, die mal wieder Weltklasse gebucht hat. ||

YELLOWJACKETS

Unterfahrt | 18. Juli | 21 Uhr | Tickets: 089 4482794
www.unterfahrt.de

Altmeister Stanley Clarke
© Raj Naik

Viel Sommer im Jazz

Der Bayerische Hof lädt zum Ortstermin für Jazzfans, mit exquisitem Programm von Folk bis Fusion.

ULRICH MÖLLER-ARNSBERG

Im Kanon der Jazzfestivals, die alljährlich im Juli in und um München terminlich aufeinandertreffen, hat der Münchner Jazzsommer seine spezielle Geschichte. Gegründet wurde er 1991 im Bayerischen Hof als Nightclub-Adresse des damaligen Münchner Klaviersommers, der sich als grenzüberschreitendes Projekt zwischen Klassik- und Jazzszene verstand. Den Klaviersommer hat der damalige Veranstalter Manfred Frei 2006 aufgegeben, aber Innegrit Volkhardt, Geschäftsführerin des Bayerischen Hofes, schreibt bis heute als ausdauernde Überzeugungstäterin den grenzüberschreitenden Gedanken fort. Nur, dass es jetzt um ein Projekt mit Konzerten, Film und Ausstellung geht. Neben der Musik im Nightclub und Festsaal laufen im Hotelkino Dokumentarproduktionen über Jazz- und Rockmusikerlegenden wie Nina Simone, Cole Porter, Frank

Zappa oder den Trompeter Lee Morgan, der 1972 im Alter von 33 Jahren in einem New Yorker Club von seiner eifersüchtigen Frau erschossen wurde.

Nach dem Kino ist vor dem Konzert. Als Eröffnungsband ist am 23. Juli das zehnköpfige britische Kollektiv Incognito um den Gitarristen Jean-Paul Maunick im Bayerischen Hof zu Gast. Der dürfte den Festsaal ab 19 Uhr mit heißen Soulnummern und explosiven Ethnoklängen einheizen. Später sorgt die frühere Prince-Bassistin Nik West für den passenden Ausklang im Nightclub. Dort macht tags darauf der New Yorker Gitarrist, Sänger und Organist Lucky Peterson mit zeitgenössischem Blues weiter. Ein seltener Gast ist dann Bill Frisell am 25. Juli, ein Querkopf der Gitarre, der mit bisweilen wenig Tönen für hochkonzentrierte Atmosphäre sorgt. Für lässige Klänge und Rhythmen ist

Manou Gallo bekannt. Die »African Groove Queen«, die lange Zeit als Bassistin in der belgischen Weltmusikband Zap Mama spielte, kommt am 26. Juli in den Nightclub. Am nächsten Abend schaut dann mit Stanley Clarke ein alter Meister mit junger Band vorbei. »The Message«, die neue CD des amerikanischen Bassisten, strotzt vor Kraft, Seele und tiefer Musikalität. Für Latin und Samba zum Abschluss des Jazzsommers sorgt schließlich der Brasilianer João Bosco mit seinem Quartett. Ein schickes Programm, bevor die Schulferien locken. ||

JAZZSOMMER

Bayerischer Hof | 23.–28. Juli | 18 Uhr (Kino)/20 Uhr (Konzerte) | Tickets: 089 54818181 | www.bayerischerhof.de

Sweet Home Chicago

Ryley Walker ist ein nachdenklicher Mensch. Und er macht daraus hinreißende Lieder.

WOLF KAMPMANN

Er ist ein Suchender. Und er ist ein Findender. Doch mit dem Finden gibt sich der Chicagoer Singer-Songwriter Ryley Walker niemals zufrieden, denn jede Errungenschaft ist die Ausgangsbasis für eine neue Suche. Mit seinem Album »Primrose Green« fand der schlaksige, immer etwas schüchtern wirkende Sänger und Gitarrist eine stimmige Synthese von britischem Folk und amerikanischem Jazz, auf »Golden Sings That Have Been Sung« verneigte er sich aus der Americana-Perspektive vor John und Alice Coltrane. Mit seiner neuen CD »Deafman Gance« beschreitet er abermals neue Wege. Ausgangspunkt ist der frühe Chicagoer Postrock. »Ich orientierte mich stark an Bands wie The Red Crayola, Gastr Del Sol, Isotope 217 oder den frühen Tortoise«, bestätigt Walker seine groß angelegte Klangverwirrung. »Jim O'Rourke konnte diese wunderbaren Popmelodien schreiben, und im nächsten Moment spielte er einen frei improvisierten Gig. Das stand sich nicht gegenseitig im Weg. Ich finde das sehr inspirierend und wollte auf die gleiche Weise Verbindungen zwischen den Auffassungen von John Fahey und Derek Bailey finden. Etwas, das zur gleichen Zeit Glück und Depression repräsentiert.«

Auch Walker hat einen Hang zu großen Melodien, doch die verstecken sich im Hintergrund. Viel mehr geht es um eine

erratische Stimmung, die von euphorisch auf depressiv umschaltet und umgekehrt. Die Songs mäandern durch unerforschte Klangebene, auf denen sich seine Texte wie demütig vorgetragene Gedankenketten ausbreiten. Leicht macht er es weder sich noch seinen Hörern. Obwohl Walker keinen konkreten Jazzvorbildern folgt, ist die Gesamtanmutung von »Deafman Gance« viel jazziger als zuvor. Und Walker hat Charme und Esprit, aber er schleppt einen Haufen ungelöster Probleme mit sich rum. Mit der Gitarre in der Hand und vor seinem Publikum wächst er zum Giganten. Privat verkriecht er sich oft in seinem Chicagoer Domizil und grübelt. Als einer von wenigen Weißen lebt er auf der schwarzen Southside der immer noch stark segregierten Windy City. Im Bus erzählte ihm kürzlich ein Mitfahrer, er hätte in dieser Gegend seit den 1980er Jahren keinen Weißen mehr gesehen. In dieser Weise auf sich allein gestellt, drohen ihn extreme Gefühlswechsel innerlich zu zerreißen. Diesen Dualismus bringt er auch in seinen neuen Songs zum Ausdruck. »Deafman Gance« ist aber nicht nur eine Darstellung von Walkers Innenwelten, sondern auch ein Porträt seiner Heimatstadt. Einen Hauch davon nimmt er mit ins Milla, eine Ahnung des rauen Lebens im netten. ||



Euphorischer Grübler: Ryley Walker | © Evan Jenkins

RYLEY WALKER

Milla | 24. Juli | 20.30 Uhr | Tickets: 01806 570070
www.milla-club.de

Lebenskatastrophe München

Die Filmemacherin Margarethe von Trotta beleuchtet in »Auf der Suche nach Ingmar Bergman« eine wenig bekannte Episode des schwedischen Meisterregisseurs – sein Münchener Exil.

Frau von Trotta, mit 76 Jahren haben Sie Ihren ersten Dokumentarfilm gedreht: »Auf der Suche nach Ingmar Bergman«, der zum aktuellen Bergman-Jahr in Cannes uraufgeführt wurde. Welche Erfahrungen haben Sie als Debütantin in dieser Filmgattung gesammelt? Und möchten Sie jetzt weitere Dokumentarfilme drehen?

Nun ja, das ist mein erster Dokumentarfilm und er wird sicherlich auch mein einziger bleiben! Mir ist dabei natürlich sehr geholfen worden von meinem Sohn ...

... Felix Moeller, der ja selbst ein erfahrener Dokumentarfilmer ist ...

Ganz genau. Und auf der anderen Seite natürlich auch sehr viel von Bettina Böhler, die den Film geschnitten hat und über Erfahrung im Dokumentarfilm verfügt. Ich wurde also auf dieser Reise von Anfang an gut begleitet.

Trotzdem wollten Sie diesen Dokumentarfilm zum Bergman-Jubiläum ursprünglich gar

nicht machen, obwohl Sie vom Schwedischen Filminstitut, das den Bergmanschen Nachlass verwaltet, explizit angefragt wurden.

Ja, ich hatte ehrlich gesagt lange gezögert, weil ich einfach viel zu große Angst vor dem ganzen Projekt hatte. Ich meine: Hier geht es schließlich um Ingmar Bergman! Den größten aller Meister. Und dazu war er ein Mensch, den ich persönlich sehr verehrt habe. Da hat man natürlich von vornherein große Zweifel, ob man ihm überhaupt gerecht werden kann.

Sie beginnen Ihre vielschichtige Spurensuche auch mit zentralen Ausschnitten aus Bergmans Meisterwerk »Das siebente Siegel«, den Sie als junge Frau im Paris der späten 1950er Jahre im Kino gesehen hatten. Und daraufhin hat es bei Ihnen innerlich peng gemacht: Ich möchte ebenfalls Regie führen!

Das war der Auslöser, absolut: Ich hatte schon früh gespürt, dass Ingmar Bergman mein persönlicher Meister ist.

Was mir sehr gut an Ihrer Stationenreise in den Bergman-Kosmos gefällt, ist die Tatsache, dass Sie sich erstmals auch mit seiner neunjährigen Exilzeit in München näher beschäftigen. Zur selben Zeit wohnten Sie mit Ihrem damaligen Mann Volker Schlöndorff im Lehel, und durch Ihre beiderseitige Zusammenarbeit mit Bergmans Stammka-

auch meine dortigen Flitterwochen zu Ende sind und das deutsche Kritiker-Corps nicht gerade mit Samthandschuhen arbeitet, so wird in München doch in einem unerhört vitalen Kulturklima geschrieben und debattiert ... Auch in München kann man lange spazieren gehen«. Das passt beispielsweise gar nicht zu den O-Tönen von Rita Russek in



Margarethe von Trotta folgt in ihrem Dokumentarfilmdebüt »Auf der Suche nach Ingmar Bergman« den Spuren des berühmten schwedischen Regisseurs | © Börres Weiffenbach

Anzeige

WWW.JOINTADVENTURES.NET

TANZWERKSTATT EUROPA

WORKSHOPS
& PERFORMANCES
1. – 11. AUGUST 2018
MÜNCHEN

LOUISE LECAVALIER **Battleground**
JAN MARTENS **ODE TO THE ATTEMPT**
LISBETH GRUWEZ/VOETVOLK ... **dances Bob Dylan**
ZSUZSA RÓSZAVÖLGYI **1.7**
SABINE GLENZ **Rhizom (Uraufführung)**
LOUISE VANNESTE/RISING HORSES **Gone in a heartbeat**
CIE. WILLI DORNER **onc**
NOÉ SOULIER **Faits et gestes**
WHO'S NEXT? **Open Stage**

Intensives
QUIM BIGAS HILDEGARD DE VUYST
KRIS VERDONCK ANDROS ZINS-BROWNE

Contemporary Dance
STEPHAN HERWIG HENRY MONTES
CHARLIE MORRISSEY BOSMATA NOSSAN
VIRGINIE ROY KATJA WACHTER

Bodywork
VERONICA FISCHER DAPHNE STROTHMANN
CHIANG-MEI WANG

JOINT
ADVENTURES
DANCE
PERFORMANCE
ART

meramann Sven Nykvist konnten Sie früher als andere etwas von Bergmans damaligem Seelenzustand erfahren.

Dazu hatte mir auch das Schwedische Filminstitut geraten und deshalb wollte ich mich in meinem Film von vornherein auf diese Zeit konzentrieren. Das ist eben ein Aspekt in Bergmans Leben, den man in der Welt noch nicht so kennt: Das hat mich gereizt.

In seinen Lebenserinnerungen »Laterna Magica« hatte er die Steueraffäre in seiner schwedischen Heimat und das beginnende Exil in München als »Lebenskatastrophe« bezeichnet. Zudem galt der stets kränkelnde Bergman in dieser Zeit als akut selbstmordgefährdet: Kurz davor war er sogar in eine psychiatrische Anstalt eingeliefert worden. Wie haben Sie ihn damals erlebt?

Es ging ihm sicherlich nicht gut, was man auch verstehen muss, weil er Sozialdemokrat war und in seiner Heimat beispielsweise von Olof Palme, mit dem er vorher gut befreundet war, so heftig angegangen wurde: Das hat ihn sehr verletzt. Und natürlich war Ingmar Bergman in diesem Bereich überhaupt sehr empfindlich: Er hatte ja an die Sozialdemokratie geglaubt, obwohl er jetzt keine politischen Filme wie andere in dieser Zeit gemacht hatte. Es kamen damals einfach sehr viele Demütigungen auf ihn zu. Dazu muss man wissen, dass Ingmar Bergman eh schon ein Leben lang von Alpträumen geplagt wurde: Das zusammen hat ihn schon sehr fertiggemacht.

Geradezu schizophren erscheint es, dass er in »Laterna Magica« seinen Neuanfang am Münchner Residenztheater und das kulturelle Klima der bayerischen Landeshauptstadt zu Beginn in den höchsten Tönen lobt, obwohl er dort zum Teil gnadenlos ausgebuht wurde: »Außerdem mag ich München sehr, ich mag die Musik, ich mag diese Stadt. Es ist schön hier zu wohnen, zu leben. Das Leben ist in dieser Stadt unerhört stimulierend, und wenn

Ihrem Film, die ihn als »phobisch und grüblerisch« charakterisiert.

Er mochte München sicherlich als Stadt und hatte auch am Residenztheater wie schon vorher am Dramaten in Stockholm schnell wieder eine feste Gruppe von Schauspielern und Mitarbeitern um sich herum aufgebaut, aber alt geworden wäre er hier sicherlich nicht. Viele Kritiken waren ja verheerend.

Und als öffentlichen Spaziergänger konnte man sich den menschen scheuen Bergman nun wirklich nicht vorstellen.

Genau, er lebte ja hier auch im selben Wohnhaus wie Rita Russek recht zurückgezogen. Ich glaube, dass er sich eigentlich nur auf Färö wirklich wohlfühlte hat. Auch von München aus war er immer wieder dort und dahin ist er schließlich zurückgekehrt. Diese Insel kann man eigentlich schon nicht mehr zu Schweden rechnen: Sie liegt so weit ab ...

... und Bergmans Wohnhaus war sicherlich nicht ganz zufällig von militärischem Sperrgebiet und einer bizarren Felsenlandschaft umgeben ...

Richtig: Gerade dieses einsame Leben als Eremit hat ihm extrem gut gefallen. So konnte er auch nur die Menschen an sich heranlassen, mit denen er wirklich arbeiten wollte. Er war generell eben ziemlich menschen scheu, mied jede Großveranstaltung und war deswegen auch nicht auf den großen Festivals in Venedig oder Cannes, die ihn mehrmals vergeblich als Präsidenten angefragt hatten. Sobald er mit vielen Menschen um sich herum zu tun hatte, bekam er sofort Angst. Das hatte ich auch selbst erlebt, als ich einmal mit ihm und Theo Angelopoulos in einer Jury saß: Nachdem wir die Filme zusammen gesichtet hatten, gab er an, krank zu sein, und erschien dann natürlich nicht zur Preisverleihung: Das war eben typisch für ihn. ||

SIMON HAUCK

Oh Augenblick, du bist so dröge



Verirrt im Party-Berlin: »Symphony Of Now« ist filmisch verzückt vom Hipster-Lifestyle | © Pappel+Studios+UG

»Symphony Of Now« will eine Hommage an den großen Dokumentarfilm von Walther Ruttmann sein, verliert sich aber im Party-Berlin.

MAXIMILIAN SIPPENAUER

Von der Brandmauer des Berliner Kunsthauses Tacheles fragt ein ikonischer Schriftzug: »How long is now?« Die wissenschaftliche Antwort auf diese Frage lautet: etwa drei Sekunden. In »Symphony Of Now« collagiert Johannes Schaff aus über tausend solcher Momentaufnahmen eine filmische Ode an Berlin, die Hauptstadt im Feiern des Augenblicks.

Der Film beginnt in Schwarz-Weiß mit der Einfahrt in den noch unzerstörten Anhalter Bahnhof. Eine direkte Referenz auf »Berlin,

Sinfonie der Großstadt« von Walther Ruttmann. Als dieser Film 1927 erschien, stand Berlin sinnbildlich für den fatalistischen Tummel der Zwanziger. Der Experimentalfilmer versuchte, das Verhältnis von Architektur, Infrastruktur und Menschen in einem Kraftakt dokumentarisch-assoziativer Bildfolgen darzustellen. Die Stadt als immer wilder rotierender Strudel, der in kreisenden Böllern, Feuerwerken und dem Funkturm als Sender dieses Gefühls endet.

Schaffs Berlin-Film erzählt dieses Gefühl über die Monotonie. Seine Schnittfolge orientiert sich am gleichmäßigen Minimal-Soundtrack von Modeselektor. Das ist klug, denn Berlin rotiert nicht mehr, sondern schwappt eher vor sich hin wie ein Glas MDMA-Bowle. Das Wiederholen des immer Gleichen in der Technomusik spiegelt diesen Wunsch nach einer infiniten Ausdehnung des Jetzt. Aber ist das Berlin? Oder ist das nur Klischee?

Jedenfalls ist es das, was uns Schaffs Bilder erzählen. Seine Momentaufnahmen beginnen

gleich einer Aneinanderreihung von Postkarten-Shots und Instagram-Stories. Punks auf der Jannowitzbrücke, Burger unterm Schliesischen Tor, Drohnenflug über rostiges Riesenrad, Synagoge, Moschee, Dachterrasse Klunkerkranich. Schaff liefert ein Sightseeing durch das coole Berlin, das in dieser Verdichtung nicht ohne Charme ist. Nur konzeptuell, wird schnell klar, steckt hinter dieser Fototape nicht mehr als die Fantasielosigkeit eines Regisseurs, der zu lange in der Hipster-Tour-Info steckte.

Sobald »Symphony Of Now« ins Nachtleben einsteigt, entpuppt es sich als ernst gemeinte Verherrlichung dieses Berlin-Lifestyles ohne kritische Distanz. Zu sehen sind Frauen, Transfrauen und Lars Eidinger erst beim Schminken, dann auf Partys, Transpartys und als Hamlet auf der Schaubühne. Volle Clubs, leere Clubs, dazwischen Fahrten mit der S-Bahn. Eine einzige Aufnahme zeigt einen Obdachlosen; kein Mensch, ein gefüllter Schlafsack. Dieser leuchtet kurz auf im

Licht eines Autoscheinwerfers, das Licht erlischt, und die Party geht weiter.

Auch Ruttmanns Film stand in der Kritik. Kracauer schalt den naiven Fortschrittsoptimismus, das Ausblenden der prekären Umwelt. Trotzdem imponiert er als großer Versuch, diese so fragmentierte Metropole bildästhetisch zu übersetzen. Schaff aber bleibt beides schuldig, weil er sich im Party-Berlin verirrt und so jenem großen Ausverkauf in die Tasche spielt, der Berlin seit Jahren unterhöhlt und genau über dieses Narrativ funktioniert. Das Tacheles wurde vor acht Jahren geräumt. Das Letzte, was Berlin gerade braucht, ist eine weitere verklärende Hommage an den Augenblick. ||

SYMPHONY OF NOW

Dokumentarfilm | Deutschland 2018
Regie: Johannes Schaff | 65 Minuten
Kinostart: 12. Juli



Berliner Wahrzeichen und Impressionen, brav abgefilmt in »Symphony of Now« | © Pappel+Studios+UG



Liv Ullmann und Margarethe von Trotta | © Börres Weiffenbach

Extremist der Gefühle

Margarethe von Trottas Film über Ingmar Bergman erzählt auch davon wie sie selbst zum Film kam.

SIMON HAUCK

»Hier steh ich an den Marken meiner Tage« lautet die berühmte Inschrift auf Marlene Dietrichs Grabstätte in Berlin. Parallel zu Ingmar Bergman, dem bedeutendsten Regisseur des 20. Jahrhunderts, war die 1992 verstor-

bene Berlinerin schon zu Lebzeiten eine weltweite Ikone. Ähnlich pathetisch in der ersten Einstellung auf Färös berühmten Raukar-Kalksteinfelsen vor Bergmans Wohnhaus, aber zugleich ernst und neugierig in der Sache, beginnt auch Margarethe von Trottas überaus persönliche Spurensuche zum großen Ingmar-Bergman-Jahr 2018. Zum hundertsten Geburtstag des keineswegs »alten«, sondern scheinbar ewig jungen Schweden, der in seiner über sechzigjährigen Karriere als Film- und Theaterschaffender ganze Heerscharen von Regisseuren prägte, hat sie die Einladung des Schwedischen Filminstituts angenommen, ihren ersten Dokumentarfilm

zu drehen. Sichtbar unterstützt durch die Expertise ihres Sohnes Felix Moeller, der selbst ausgezeichnete Dokumentarfilme dreht, und die editorische Eleganz der Montagekünstlerin Bettina Böhler, ist der 76-jährigen Dokumentarfilmdebütantin ein wunderbar intimer, bewusst offen gehaltener Blick auf die »Persona Ingmar Bergman« gelungen. Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit und erfreulicherweise relativ frei von allzu erwartbaren O-Ton-Lobhudeleien auf den einmaligen »Palme der Palmen«-Gewinner in Cannes (1997), der 2007 auf Färö gestorben ist, erzählt von Trottas Dokumentarfilm viel mehr davon, wie die gebürtige Berlinerin und Ex-Schauspielerin einst selbst zum Filmemachen gekommen ist: Bergman war sozusagen schuld, genauer gesagt: Sein frühes Meisterwerk »Das

siebente Siegel« (1957), das zu von Trottas Initiationsmoment wurde. Doch auch Bergman selbst, der übrigens alle ihre Kinoarbeiten in seiner gigantischen Filmsammlung besaß, konnte mit dem filmemacherischen Œuvre der Wahlpariserin viel anfangen. So hatte er zum Beispiel von Trottas »Die bleierne Zeit« (1981) als einzigen Film einer Regisseurin zu seinen zehn persönlichen All-time-Favorites gekürt. Ehre, wem Ehre gebührt: Das gilt in diesem Film für beide Seiten. ||

AUF DER SUCHE NACH INGMAR BERGMAN

Dokumentarfilm | Deutschland, Frankreich 2018
Regie: Margarethe von Trotta | 99 Minuten
Kinostart: 12. Juli



Ingmar Bergman jr., Margarethe von Trotta und Daniel Bergman | © Börres Weiffenbach

Der Klang von Bomben

ISEULT GRANDJEAN

Sie ist eine Nomadin, ein Rockstar auf Tour, sie wechselt Betten und Busse und manchmal verliert sie ihren Pass, aber zwei Dinge scheint Nico, Musikerin, Muse und Ikone, immer bei sich zu tragen: Spritzen und ein portables Aufnahmegerät. Mit dem einen Instrument zerstört sie sich, das andere soll Verlorenes wiederherstellen.

Nico wird 1938 als Christa Päffgen in Köln geboren, doch schnell zeigt sich, dass die bedrückende Tristesse einer deutschen Nachkriegsstadt nicht genug Platz hat für die 1,78 Meter große Blondine: Sie wird Model, lernt Schauspiel in New York, verkehrt mit Bob Dylan und den Rolling Stones und hat einen kleinen Auftritt in Fellinis »La dolce vita«. Andy Warhol bringt sie schließlich 1966 zu The Velvet Underground, das gemeinsame Debütalbum »The Velvet Underground and Nico« macht ihre dunkle Stimme ebenso berühmt wie die nicht weniger düstere Aura der »Priesterin der Finsternis«.

Obwohl sie später sagen wird, dass sie bei The Velvet Underground vor allem im Hintergrund das Tambourin zu schlagen und hübsch auszusehen hatte, schuf die kurze Zeit mit den harten Kerlen um Lou Reed gewissermaßen ihre Karriere – und einen Kult, aus dem sie sich Zeit ihres Lebens nicht mehr befreien konnte: Als Solosängerin schleppt sie sich nur

Der Film »Nico, 1988« zeichnet die letzten Jahre von Nico alias Christa Päffgen, Sängerin bei Velvet Underground und Ikone am Abgrund, nach – und macht dabei vieles besser als übliche Biopics.

noch mit einer etwas unbeholfenen Band von Junkies durch Europa, singt oft in halb leeren Hallen und rastet auf der Bühne aus – aber was ist ein Rockstarleben ohne Publikum?

Der Film »Nico, 1988« widmet sich deshalb diesen letzten Jahren ihres Lebens, dem letzten Aufbäumen im Kampf zwischen Befreiung und Aufrechterhaltung eines Mythos. Regisseurin Susanna Nicchiarelli verfällt dabei glücklicherweise nicht der Falle vieler Biopics, die narrative Bögen ziehen, wo keine sind, und Handlungen auf ein von Anfang an fixes Ende ausrichten, um einem pathoshungrigen Publikum zu gefallen: So hätte aus »Nico, 1988« eine filmische Spirale aus Sex und Drogen werden können, eine Glorifizierung der



Sängerin von The Velvet Underground, Ikone und immer nah am Abgrund: Nico (Trine Dyrholm) | © Film Kino Text

Extreme; stattdessen sehen wir den Alltag einer Frau, die sagt, sie sei bereits ganz oben und ganz unten gewesen, und beide Plätze seien leer, eine Frau also, die sich nun lieber um die Mitte kümmert und nichts verherrlicht, selbst Heroin spritzt sie sich wie beiläufig in den Fuß.

Wir sehen Nico, die ihre Solokarriere vorantreibt und langsam die Fäden zu ihrem Sohn zurückspinnt – der vom Vater Alain Delon nie anerkannt wurde, da er zu der Zeit mit Romy Schneider liiert war, und der deshalb bei den Großeltern in Paris aufwuchs –, Nico, die über einem Teller Pasta und selbst gemachtem Limoncello in absolute Glückseligkeit zerfällt: ein Plädoyer des Gegenwärtigen. Mit ihrem Aufnahmegerät konserviert die Sängerin alle möglichen Geräusche, den schwer atmenden Boiler im Badezimmer oder die Geräte am Krankenhausbett ihres Sohnes. Sie, die sich dagegen wehrt, von ihrer Vergangenheit definiert zu werden, ist gleichzeitig getrieben von der Suche nach einem Klang ihrer Kindheit:

dem Geräusch von Bomben über Berlin. Für sie »der Klang des Besiegtwerdens«.

Die dänische Schauspielerin Trine Dyrholm verkörpert Nico nicht nur mit einer intimen Schwermütigkeit als Patti-Smith-eske Rockerin, die sich mit fortschreitendem Alter schmerzhaften Fragen von Verlust stellen muss, sondern übernimmt auch alle Gesangsparts selbst. Statt mit geraden Linien arbeitet der Film also eher mit wiederkehrenden Elementen: »Nico, 1988«, Gewinner des ORIZZONTI Award bei den Filmfestspielen Venedig 2017, ist ein Spielfilm über Rock, der Musik aber in den Zwischentönen sucht, eher Dokumentarfilm mit Empathie als distanzierteres Drama, und verfügt deshalb über eine rare Authentizität, die nachhallt wie eine Bombe. ||

NICO, 1988

Italien, Belgien 2018 | Regie: Susanna Nicchiarelli | Mit: Trine Dyrholm, John Gordon Sinclair u.a. | 93 Minuten | Kinostart: 18. Juli

Anzeige

IHR KUNSTMUSEUM IN MÜNCHEN

LENBACHHAUS.DE

IM ABELIEVER

POP ART UND GEGENWARTSKUNST AUS DEM LENBACHHAUS

THOMAS BAYRLE
GERARD BYRNE
MIRIAM CAHN
WILLIE DOHERTY
WALKER EVANS
HANS-PETER FELDMANN
ISA GENZKEN
BRUNO GIRONCOLI
JUDITH HOPF
MARIA LASSNIG
DANIEL MAN
MICHAELA MELIÁN
ULRIKE OTTINGER
HELGA PARIS
SIGMAR POLKE
GERHARD RICHTER
PIETRO SANGUINETI
STEPHEN SHORE
AMY SILLMAN
HANNSJÖRG VOTH
ANDY WARHOL

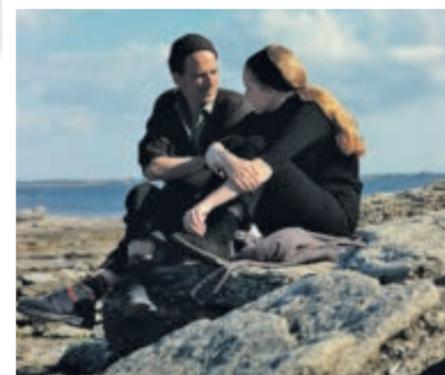
Reise durch das Bergman-Universum



SIMON HAUCK

Im Reigen zahlreicher Buchtitel zum aktuellen Ingmar-Bergman-Jahr, in dem der schwedische Regiegigant seinen 100. Geburtstag gefeiert hätte, sticht neben Eckard Weises extrem persönlicher Wanderung auf Bergmans Heimatpfaden (»Reisen im Bergmanland«, Wiesenburg Verlag), dem bemerkenswerten, formal hybriden Vater-Tochter-Roman (»Die Unruhigen«, Luchterhand Literaturverlag) aus der Feder der Bergman- und Liv-Ullmann-Tochter Linn Ullmann und einer leicht erweiterten Neuauflage seiner berühmten Memoiren (»Laterna Magica: Mein Leben«, Alexander Verlag) vor allem der ebenfalls neu aufgelegte Prachtband »Das Ingmar Bergman Archiv« im Taschen Verlag hervor. Minimal kleiner als die Erstausgabe und ohne Begleit-DVD sowie einen Originalfilmstreifen aus »Fanny und Alexander«, aber immer noch in voluminöser Form (33,7 x 24,6 cm) und auf hochklassigen Text- und Filmstillseiten stellt dieser gigantische, gedruckte Werkstattbesuch in die Seelenwelten Ingmar Bergmans immer noch das Maß aller Dinge dar und zeigt, wie Filmliteratur heute aussehen kann. Kurz vor seinem Tod 2007 ermöglichte Bergman den beiden Herausgebern Bengt Waselius, Bergmans Hausfotograf, und Paul Duncan erstmals freien Zugang zu den Archiven der Bergman-Stiftung. In der Summe gleicht dieser nicht nur im Wortsinne höchst

Die erweiterte Neuauflage von »Das Ingmar Bergman Archiv« lässt einen einzigartigen Einblick in die Seelenwelten des schwedischen Regisseurs zu.



Bergman und Liv Ullmann (als Elisabet Vogler) gönnen sich auf Färö eine Pause von den »Persona«-Dreharbeiten | © 1966 AB Svensk Filmindustri

gewichtige Hochglanzband einer echten Reise durch das unerschöpfliche Bergman-Universum: Sei es als Filmregisseur, Theatermacher, Womanizer oder Kinematheken- und Kritikerliebling. Und so wird einem während der Lektüre beispielsweise schnell klar, dass Ingmar Bergman zugleich auch ein genialisch veranlagter Werbefachmann seines eigenen Schaffens war: Denn so freudestrahlend wie am Set hat man den zeit lebens als Pessimisten und Existenzialisten bekannten Maestro des »Feelbadmovies« wirklich noch nie gesehen. ||

BENGT WANSELIUS, PAUL DUNCAN, ERLAND JOSEPHSON:

DAS INGMAR BERGMAN ARCHIV
Taschen Verlag, 2018 | 452 Seiten | 60 Euro

Satirisch, kritisch, literarisch...

Cinema Iran feiert Jubiläum – mit bemerkenswerten, international renommierten Filmen und mit einem Rahmenprogramm, das eines runden Geburtstags würdig ist.

THOMAS LASSONCZYK

Das kleinstmögliche Jubiläum begeht nun auch schon das junge Cinema Iran, das vom 11. bis zum 15. Juli zum fünften Mal im Carl-Amery-Saal des Münchner Gasteig stattfindet. Und anlässlich des runden Geburtstags haben die Veranstalter um Silvia Bauer den perfekten Eröffnungsfilm für ihr iranisches Festival gefunden. Es ist »Kkook – Pig« von Mani Haghighi, der bereits im Wettbewerbsprogramm der letzten Berlinale für Furore gesorgt hatte. Dahinter steckt eine bitterböse Satire um den weinerlichen Filmemacher Hasan, der massiv mit seinem fetten Ego konfrontiert wird. Denn gerade geht in der Stadt ein Serienmörder um und macht alle berühmten Regisseure einen Kopf kürzer. Nur ausgerechnet Hasan, der Beste von ihnen, bleibt verschont. Warum nur? »Pig« spielt auf wunderbare Weise mit dem Film-im-Film-Prinzip und zieht dabei genussvoll die komplette Kinobranche durch den Kakao. Weniger lustig geht es dagegen in »Nafas – Breath« zu. Hier entführt uns die 47-jährige Regisseurin Narges Abyar in den

Iran der 1970er und 1980er Jahre, als der Schah schon entmachtet war und Ayatollah Khomeini gerade das Sagen hatte. Mittendrin die kleine, hochintelligente Bahar, die zum einen unter den Schlägen der gestrengen Großmutter zu leiden hat, zum anderen von den ersten Schüssen, ausgelöst vom irakisch-iranischen Konflikt, traumatisiert wird. Das einfühlsame Porträt eines zerbrechlichen Wesens in einer grausamen Welt war 2017 der iranische Vorschlag für den Auslands-Oscar. Auch in »Sade Ma'bar – Blockage« beleuchtet Mohsen Gharai ein Einzelschicksal: Ein korrupter Beamter träumt vom eigenen Lkw und bereichert sich dafür mit Geld, das ihm nicht zusteht, während zu Hause die Ehefrau damit droht, das gemeinsame Kind abzutreiben, sofern er mit ihren Ersparnissen kein Haus kauft. Ein erschütternder Film über Machtmissbrauch und Verzweiflung, über irreales Wunschdenken und bittere Einsamkeit. Vor allem auf visueller Ebene sollte man sich unbedingt auf »Tabl – Drum« einlassen. Regis-

seur Keywan Karimi, der auch vor Ort in München sein wird, hat für seinen Erstling einen Roman von Ali-Morad Fadaei-Nia für die Leinwand adaptiert. In langen Einstellungen und bildgewaltigen Schwarz-Weiß-Bildern, die mehr an Fotografien oder Tableaus erinnern, entsteht ein faszinierend facettenreiches Teheran mit all seinen schönen, aber auch den dunkleren Seiten. Dazu gesellt sich die Story um einen Anwalt, der eines regnerischen Tages ein Paket erhält, dessen Inhalt sein Leben für immer verändern wird... Auch Karimi konnte sich für »Drum« schon erste Meriten verdienen, sein Film wurde 2016 für das offizielle Programm der Biennale von Venedig ausgewählt. »Cinema Iran« – das bedeutet nicht nur Kino, sondern beinhaltet

auch zahlreiche Rahmenveranstaltungen. So wird die Kulturwissenschaftlerin und Schauspielerin Maryam Palziban einen Vortrag sowie Schriftsteller Amir Hassan Chehelan eine Lesung halten. Zudem kann man sich in einer Ausstellung einen Überblick über die Kinos in Teheran verschaffen. Und schließlich steigt zum fünften Jubiläum eine persische Popparty, zu der DJ Booty Carrell die Musik der iranischen Popdiven von Googoosh bis Hayedeh auflegen wird. ||

CINEMA IRAN IRANISCHES FILMFESTIVAL MÜNCHEN

11.–15. Juli | Carl-Amery-Saal im Gasteig
Programm unter: www.cinema-iran.de



Szenenbild aus dem Festival-Beitrag »Drum«, zu sehen bei Cinema Iran | © Cinema Iran



Tippi Hedren in Alfred Hitchcocks »Die Vögel« | © Filmmuseum München

Der Tod kommt zweimal

Autorinnen-Power im Filmmuseum. Die Reihe »Murder, She Said« nimmt die Arbeiten von Krimiautorinnen und deren Verfilmungen in den Fokus. Zu sehen gibt es Klassiker und Neoadaptionen.

Die letzten zwei Drittel des Monats Juli stehen im Filmmuseum ganz im Zeichen berühmter Kriminalschriftstellerinnen respektive jener, die deren literarische Arbeiten auf recht virtuose Weise in Leinwandwerke umwandeln konnten. Denn die Vorlagen stammen alle von drei Damen, die jedem auch nur halbwegs enthusiastischen Krimifan Begeisterung entlocken dürfte: Agatha Christie, Patricia Highsmith und Daphne du Maurier. Drei Frauen, die von Herkunft, Erziehung und Lebensplan kaum unterschiedlicher hätten sein können und dennoch das gleiche »Ventil« fanden, um ihre kriminalistische Energie in Worte umzumünzen. In der Filmmuseum-Reihe, die vom 10. bis zum 29. Juli unter dem

Motto »Murder, She Said« steht, ist es Alfred Hitchcock, dem Meister des Suspense, vorbehalten, gleich mehrfach vertreten zu sein, und das sogar bei unterschiedlichen Autorinnen. So ist es auf der einen Seite wenig verwunderlich, dass seine Lieblingsliteratin du Maurier insgesamt für drei veritable Hochspannungswerke des genialen Regisseurs die Vorlage lieferte, neben »Die Vögel« und »Rebecca« auch den weniger bekannten »Riff-Piraten«, den letzten britischen Film, den Hitchcock vor seiner Übersiedlung in die USA drehte. Auf der anderen Seite lieferte auch Patricia Highsmith den Stoff für das Drehbuch von »Der Fremde im Zug«. Ein Film, der eigentlich »Zwei Fremde im Zug« heißen müsste, schließ-

lich geht es um zwei Männer, die sich auf einen verhängnisvollen Deal miteinander einlassen. Hitchcock zeigt hier seine ganze Klasse, auch tricktechnisch in der Szene, in der sich das Kinderkarussell wie irrsinnig zu drehen beginnt. Aber auch die Franzosen wissen, wie Krimi geht. Der große Claude Chabrol setzte 1987 mit »Der Schrei der Eule« (mit der betörenden Mathilda May) der bereits erwähnten Highsmith ein Denkmal, zuvor hatte es ihm René Clément mit »Nur die Sonne war Zeuge« mit dem sehr jungen und sehr bösen Alain Delon alias Mister Ripley ein weiteres Mal gleichgetan. Und auch Agatha Christie wurde bereits von einem Franzosen verfilmt, 1945 von René Clair, wenn auch auf US-amerikanischem Boden: In »Das letzte Wochenende« geht es frei nach dem heute politisch nicht mehr korrekten »Zehn kleine Negerlein«-Prinzip um ebenso viele Menschen, die auf einer einsamen Insel einer nach dem anderen umgebracht werden. Übrigens: Aktuelle Werke finden sich ebenfalls in der Krimireihe, und zwar von jeder Dame eines: Die »Queen of Crime« Christie ist mit Kenneth

Branaghs erstaunlich komischer Neoadaption von »Mord im Orient-Express« (2017) vertreten, Highsmiths »Skandal«-Roman »Carol« (2015) diente für Todd Haynes' großartiges gleichnamiges Drama mit Cate Blanchett, und auch Daphne du Maurier kam erst vor Kurzem wieder zu Ehren. Roger Michell machte aus »Meine Cousine Rachel« eine gewagte »Begegnung« zwischen Jane Austen und Alfred Hitchcock. Und schließlich folgt noch der beste Film dieser Reihe: Er lautet »Wenn die Gondeln Trauer tragen«, beherbergt mutmaßlich immer noch eine der erotischsten und längsten Sexszenen der Filmgeschichte, basiert einmal mehr auf einer Erzählung von de Maurier und paart auf einzigartige Weise Schrecken mit Traurigkeit und Tod und lässt die Grenzen zwischen Traum, Trauma und Albtraum verschwimmen. || tl

MURDER, SHE SAID

Filmmuseum München | 14.–29. Juli
Programm unter: www.muenchner-stadtmuseum.de/sammlungen/filmmuseum

Anzeige

München ist blingbling.

Hier nicht. www.freieszenemuc.de

»I mechat doch bloß sterm«

Weitere Filmstarts im Juli

ZU HAUSE IST ES AM SCHÖNSTEN

Freunde kann man sich aussuchen, Familie nicht: Jeder weiß, was Familienfeste für Dynamiken entfalten können, vor allem, wenn man wegen höherer Gewalt das Terrain nicht verlassen kann. Das passiert in »Zu Hause ist es am schönsten«: Eine weit verzweigte Familie samt angeheirateten und geschiedenen, befreundeten und zerstrittenen mehr oder weniger nahen Angehörigen kommt auf einer kleinen Insel vor Rom zusammen, um im familiären Ferienhaus die goldene Hochzeit der Großeltern zu feiern. Jeder hat sein Dramapäckchen dabei und niemand verzichtet darauf, es mit größtmöglichem Pathos auszapfen. »Mach es wie ich: Wir stehen über den Dingen. Wir können das. Wir sind Frauen«, rät Sara ihrer Schwägerin. Die Oma sagt ihrem Sohn: »Ein normales Leben? Das gibt es nicht. Komm essen!« Diese Familie ist so schrecklich wie an manchen Stellen liebenswert, und wäre da nicht ein ganz besonderer wiederkehrender Moment, dann wäre es wohl ziemlich unerträglich: Aber wenn sie singen, aus dem Stand, mit dem unbeliebten Loser-Cousin (der auch den Soundtrack zum Film geschrieben hat) am verstimmten Klavier, dann liebt man sie alle, weil das genau der Augenblick ist, in dem diese Menschen einen immer wieder entwaffnen, bevor man vor lauter Chaos beinahe schlechte Laune bekommt, als Gast genauso wie als Zuschauer: Die Italiener singen einfach, sie singen Riccardo Cocciante »Margherita«, und man singt innerlich laut mit, oder »Bella senz'anima«, und alle Anwesenden beherrschen die Texte, egal, wie alt sie sind. Da bricht dann schnell doch trotz allem das große Italien-Heimweh aus. Weil leider die deutsche Synchronisierung ziemlich hüßlich ist, empfiehlt sich sehr die italienische OmU-Fassung. ||

CHRISTIANE PFAU

ZU HAUSE IST ES AM SCHÖNSTEN

Italien 2017 | Regie: Gabriele Muccino
Mit: Stefano Accorsi, Stefania Sandrelli, Nicola Piovani u.a.
105 Minuten | **Kinostart: 26. Juli**

LOMO – THE LANGUAGE OF MANY OTHERS



Aus den Fugen: Jonas Dassler in »Lomo« | © Flare Film GmbH Michal Grabowski

Ein Teenagerleben im Jahr 2018: Karl (Jonas Dassler) ist angewidert von seinen Eltern und Lehrern. Einzig in seinem Blog, auf dem er auch intime Familiengespräche postet, geht er richtig auf. Für ihn scheint sich jedoch alles zu ändern, als er seine Mitschülerin Doro (Lucie Hollmann) näher kennenlernt, mit der er auch gleich ein sexuelles Verhältnis beginnt. Als sie aber kein Interesse an einer Beziehung zeigt, stellt er kurzerhand ein gemeinsames Sexvideo ins Internet. Und hier beginnt sein Leben und das seiner Mitmenschen langsam aus den Fugen zu geraten.

Für ihr Erstlingswerk »Lomo – The Language of Many Others« hat Julia Langhof eine mitreißende Darstellungsform gefunden. Das ganze Geschehen wird wie eine Halluzination immer wieder durchzogen von Einblendungen der Blog-Welt. Diese Paranoia-Optik zeichnet ein beeindruckendes Bild einer jugendlichen Existenzkrise im digitalen Zeitalter.

Auf der Handlungsebene wird »Lomo« dann leider konfus. Nachdem sein Vater wutentbrannt Karls Handy in den Fluss schmeißt, statten ihn seine Follower mit neuer Hardware aus – mit dem sie ihn aber auch rund um die Uhr verfolgen können. So ergreift seine Community immer weiter Besitz von seinem Leben.

Zum einen wirkt das übertrieben und unlogisch, zum anderen verliert sich der Film zunehmend in der Mischung aus Coming-of-Age-Story und Digitalthriller. Das macht es schwer, dem Geschehen emotional zu folgen, und verwässert eine deutliche Aussage. Schade, denn Langhof hat es zumindest stilistisch geschafft, dem Jugenddrama einen modernen, aufregenden Anstrich zu geben. ||

MATTHIAS PFEIFFER

LOMO – THE LANGUAGE OF MANY OTHERS

Deutschland 2018 | Regie: Julia Langhof | Mit: Jonas Dassler, Lucie Hollmann, Eva Nürnberg u.a. | 101 Minuten
Kinostart: 12. Juli



Ein schreckliches Familienidyll | © Wild Bunch Germany

B12 – GESTORBEN WIRD IM NÄCHSTEN LEBEN



Zwei Generationen von Raststätten-Wirten: Manni und Lenz
© Südkino Filmproduktion

Wenn man auf der B12 Richtung Passau fährt, ist man schon kurz hinter dem Ebersberger Forst bei Hohenlinden in einer ganz anderen Welt. Auf der rechten Straßenseite gibt es seit Jahrzehnten eine Raststätte, die Schauplatz von Geschichten ist, die man außerhalb eines Dokumentarfilms aus jedem Drehbuch streichen würde. Aber wie es halt so ist: Das echte Leben erzählt von Menschen und ihren Werdegängen, wie es sich niemand besser ausdenken könnte. »I mechat doch bloß sterm«, greint der mittlerweile 90-jährige Lenz so inniglich, dass man sich als Zuschauer schon bald windet, weil man sich an Familienmitglieder erinnert, die einst ähnliche Allüren entwickelt haben. »I wead blind, I ko nimma umanandafoarn, koana bsuacht mi«, jammert er. Was tatsächlich eher zu größerer Heiterkeit im Publikum führt als zu dem Mitleid, um das der gar nicht blinde, erstaunlich vitale Besserwisser buhlt.

Die Geschichte ist schnell erzählt: 30 Jahre lang hat der alte Lenz sein Raststättenreich als Alleinherrscher geführt, mit An- und Umbauten und allen möglichen gastronomischen Experimenten, vom Gasthaus bis zur Selbstbedienungsvariante. Jetzt hat sein Sohn Manni das Sagen und versucht sich am Modernisieren des Areals. Das funktioniert nicht immer reibungslos, und weil alle Beteiligten Selfmademen sind, kann es passieren, dass die neuen Fenster falsch herum eingebaut werden oder die Elektrik streikt. Der alte Lenz wohnt in der Raststätte und nimmt teil an den wiederkehrenden Ereignissen an der Bundesstraße. Er trifft regelmäßig seine alten Freunde und Stammgäste, er genießt einmal in der Woche den traditionellen Schweinskopf, und zwischendurch wird er zu familiären Festivitäten oder diversen Gemeindeveranstaltungen kutschiert, wo er isst und trinkt, jammert und manchmal auch einschläft. Sein Sohn Manni wartet auf die Frau seines mittlerweile 45-jährigen Lebens und vermietet das Grundstück rund um die Raststätte regelmäßig an Motorfreaks, die dort mit Grillfleisch und Bier ihre besten Stücke zur Schau stellen. Regisseur Christian Lerch hat über ein Jahr lang Lenz und Manni und alle anderen Originale vor Ort begleitet, und man staunt, wie nah er den Menschen an der Raststätte kommen durfte. Er fängt liebevoll-lakonisch einen Mikrokosmos ein, den man sich beim Vorbeifahren beim besten Willen nicht vorstellen kann. Genau das macht den Film so unbedingt sehenswert, wenn er auch nicht unbedingt für Vegetarier und des niederbayerischen Idioms Unkundige geschaffen ist. || cp

B12 – GESTORBEN WIRD IM NÄCHSTEN LEBEN

Deutschland 2018 | Regie: Christian Lerch
Mit Lenz Gantner, Manfred Gantner u.a. | 90 Minuten
Kinostart: 19. Juli

Anzeigen

Ein Film von Lisa Miller

AB 19.7. im Kino

Landrauschen

Nadine Sauter Kathi Wolf

Mit Musik von FEINE SAHNE FISCHFILET DICHT & ERGREIFEND KOFELGSCHROA

Hier ist die Welt noch in Ordnung.

www.landrauschen-film.de

ANDRIY HIR

Beast from the East

30. Juni – 26. August 2018

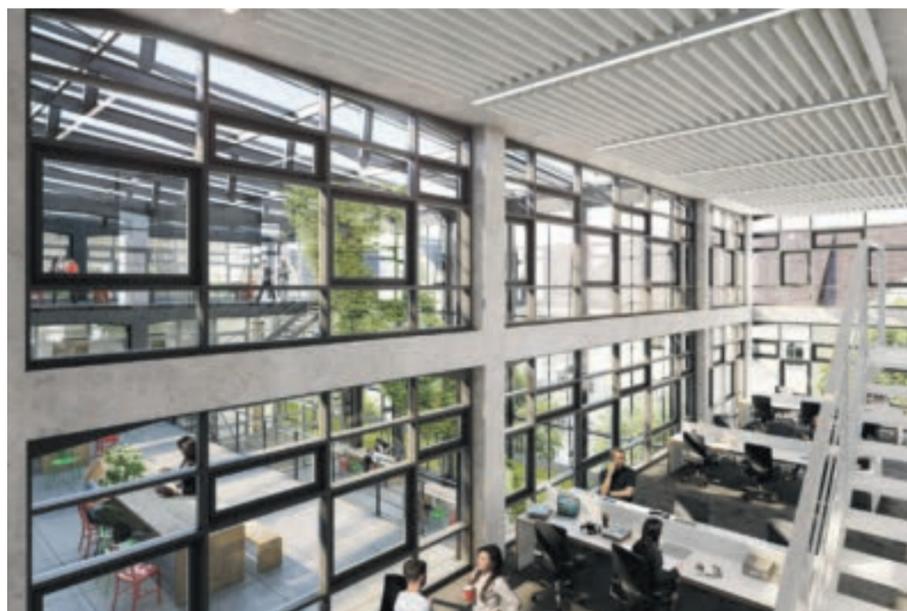
Malerei, Zeichnung, Animation

85354 Freising, Am Schafhof 1, www.schafhof-kuenstlerhaus.de



Startschuss im Kreativquartier

Der erste neue Baustein in Münchens Stadtlabor ist ein Start-up-Labor. Es hat das Potenzial zur Initialzündung oder zum Fehlstart.



Unspektakulär, aber flexibel nutzbar: Das Munich Urban Colab (Rendering) | © Steidle Architekten (2)

FRANK KALTENBACH

Das hat selbst Insider überrascht: Bereits 2020 soll Susanne Klattens Munich Urban Colab zwischen der Tonnenhalle und der Wohnbebauung entlang der Dachauer Straße fertiggestellt sein. Auf 11 000 Quadratmetern Fläche wird ein Kompetenzzentrum entstehen, das für die angehenden Unternehmer, die Wissenschaft und die Wirtschaft ideale Bedingungen in einem attraktiven Umfeld schaffen soll.

Es soll das Schmuckstück werden unter den neuen Münchner Quartieren, mit überregionaler, gar internationaler Ausstrahlung, führend für die Kunst- und Kreativszene Süddeutschlands. Angesichts der so hoch gesteckten Erwartungen blieb es in den letzten Jahren verärgert ruhig um das Kreativquartier. In dieses Schweigen ist jetzt die erste Bombe geplatzt: Zweiter Bürgermeister Josef Schmid, Susanne Klatten, Gründerin und Aufsichtsratsvorsitzende von UnternehmerTUM sowie Architekt Johann Spengler von Steidle Architekten präsentierten am 12. Juni auf einer Pressekonferenz vor Ort das Siegerprojekt des Architektenwettbewerbs für das Munich Urban Colab. Insgesamt 18 Teams aus Architekten und Bauunternehmern hatten sich bei dem europaweiten Generalübernehmer-Vergabeverfahren beworben. Acht davon – überwiegend aus München und Stuttgart – kamen in die Endauswahl. Die Jury kürte nun das Projekt von Steidle Architekten und HochTief, präsentiert wurden bereits überarbeitete Pläne, es soll also diesmal alles ganz schnell gehen – offensichtlich sind sich Politik, Verwaltung und Bauherren ausnahmsweise einmal einig. Man sieht: Ist der politische Wille (aus welchen Gründen auch immer) vorhanden, können Projekte erstaunlich schnell Form annehmen.

Makerspace mit Wintergärten

Nicht zuletzt durch ihre Erfahrung mit der städtebaulichen Rahmenplanung und einzelnen Bauprojekten im Werksviertel konnten die Architekten jetzt auch im Kreativquartier mit einer neutralen Architektursprache, die sich an der flexiblen, loftartigen Industriearchitektur zu Beginn des 20. Jahrhunderts orientiert, punkten. Als »Zuckerl« ergänzen sie das komplexe Raumprogramm aus Büros, Co-Working-Spaces, Makerspace und Gastronomie um zwei großzügige verglaste Atrien. Üppig mit Pflanzen begrünt, bringt das zwar Mehrkosten mit sich, steigert aber die Aufenthaltsqualität und repräsentative Wirkung beträchtlich.

Während sich die Architektur ansonsten bis zur Austauschbarkeit zurückhält, ist der Inhalt umso spektakulärer: Das Munich Urban Colab ist ein Ableger der 2002 gegründeten UnternehmerTUM, die als Zentrum für Innovation und Gründung an der TU München Start-ups beim Aufbau des Unternehmens, beim Markteintritt und bei der Finanzierung unterstützt. Auf dem Wissenschaftscampus in Garching betreibt die UnternehmerTUM bereits den Makerspace, mit 1500

Quadratmetern Europas größte öffentlich zugängliche Hightechwerkstatt. Im Kreativquartier sollen nun interdisziplinäre Teams Lösungen zum Thema Smart City, Mobilität, Digitalisierung und Nachhaltigkeit erarbeiten. 250 Start-up-Unternehmen erhalten hier jeweils vier Monate lang ein Rundum-Coaching, sodass pro Jahr 500 Gründer die Unternehmensschmiede durchlaufen werden. Die Baukosten sind auf 30 Mio. Euro budgetiert. Vom innerstädtischen Standort verspricht man sich vor allem ein kreativitätsförderndes Umfeld, mehr Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit, aber auch Kooperationen mit den direkten Nachbarn wie der Designfakultät der Hochschule, dem DOK.fest, dem Goetheinstitut oder dem Center of Urban Arts.

Was wird aus den Künstlern?

Was aber wird aus den Künstlern, die dieses verfallende Areal der ehemaligen Luitpoldkaserne mit ihren Artilleriewerkstätten und Massenunterkünften der Luftschifferabteilung der Bayerischen Armee erst zum begehrten Kreativquartier upgecycelt haben? Sie wurden zur Pressekonferenz nicht einmal eingeladen. Für diejenigen, die hier seit Jahren auf eigene Kosten die maroden Gemäuer instand halten, müsste der Auftritt von Susanne Klatten, Multimilliardärin und Mitinhaberin mehrerer Hightechfirmen mit unbeweglicher Miene, gewirkt haben wie der Besuch der alten Dame in Friedrich Dürrenmatts Tragikomödie. Zwar versicherte Frau Klatten, dass das Munich Urban Colab auch für die ansässigen Künstler offen stehe, detaillierte Ausführungen blieben jedoch aus.

Wird mit der Eröffnung des Colab im Kreativquartier die Zeit der analogen Oldschool-Maler, -Bildhauer und -Musiker zu Ende gehen? Sollen hier nur die digitalen Künste gefeiert und gefördert werden, die mit Virtual Reality und 3-D-Druck zu Themen der Mobilität arbeiten und durch Werksstipendien der ortsansässigen Automobil- oder IT-Industrie alimentiert werden? Gewiss – das Gewohnheitsrecht allein kann keine Legitimation darstellen, die Ateliers von Kunstschaffenden auf Lebenszeit zu subventionieren. Die momentane Praxis, unter dem Vorwand der Zwischennutzung das volle finanzielle Risiko der Gebäudesanierung auf die Künstler abzuwälzen, ohne ihnen eine mindestens mittelfristige Nutzungsdauer zu garantieren, führt aber dazu, die letzten Kreativpioniere vom Gelände zu vertreiben. Dauern die Planungen noch weitere Jahre, wird sich das »Problem« der Alteingesessenen ganz von selbst demografisch lösen. Ist das von der Stadt beabsichtigt?

Im Betreiberkonzept für die Jutier- und die Tonnenhalle, dem der Stadtrat 2014 zugestimmt hat, ist die Zielsetzung eine klare Markenbildung des Kreativquartiers mit einem Nutzungsangebot als Stadtteilzentrum, aber auch von überregionaler, gar internationaler Strahlkraft und vor allem: mit einer unverwechselbaren Identität. Wie aber will man eine Identität kommunizieren, wenn man gleichzeitig die Protagonisten dieser Identität, die Künstler, die das Ganze aufgebaut haben, durch unsichere Zukunftsaussichten aushungert? »Eine Prüfung zur brandschutztechnischen und bauphysikalischen Ertüchtigung der Tonnen- und Jutierhalle ist beauftragt, für

Baumaßnahmen gibt es noch keinen Terminplan«, antwortete Vize-OB Josef Schmid auf die Journalistenfrage nach einer Timeline für die Nachbarhallen und das Gesamtquartier. Es sind ja auch erst gut 20 Jahre, dass über dieses »Kreativquartier« nachgedacht wird. Auch im Baufeld nördlich des Kreativlabors scheinen die Uhren angehalten zu sein. Seit der Billigung des Bebauungsplans mit 385 Wohnungen, Schule, Kita und einem 32 Meter hohen Turmbau für gemischte Nutzung hat sich auf dem Kreativfeld nicht viel getan.

Expansion Richtung Tonnen- und Jutierhalle?

Mit dem Munich Urban Colab werden jetzt dagegen Nägel mit Köpfen gemacht, Fragen tun sich dennoch viele auf: Wenn sich das Gebäude zur Stadt öffnen soll, weshalb liegt dann der Haupteingang mit Café nicht an der nordöstlichen Schmalseite zum öffentlichen Park, wie es die Architektenkollegen von Lederer Ragnasdöttler Oei in ihrem Entwurf vorgeschlagen haben? Steidle Architekten haben Eingang und Foyer in die Mitte des Gebäudes gelegt. Ob hier schon eine Querachse mit direkter Verbindung zu Tonnen- und Jutierhalle und eine künftige Expansion des Colab vorgezeichnet ist? Laut Stadtratsbeschluss darf städtischer Boden in München nicht mehr veräußert werden. Das Grundstück hat die Landeshauptstadt der UnternehmerTUM folglich im Erbbaurecht zur Verfügung gestellt, welche die Kosten für Bau und Betrieb trägt. Doch für wie lange? Laufzeiten bei Erbpacht sind heutzutage beträchtlich kürzer als die einst üblichen 99 Jahre. Wem gehört das Ganze nach Ablauf der vereinbarten Zeitspanne?

Außer einem durchaus vielversprechenden Projekt hat die Pressekonferenz zum Wettbewerbsergebnis des Munich Urban Colab einmal mehr gezeigt, woran es im Kreativquartier eigentlich fehlt: An einer ganzheitlichen Vision zur Umsetzung der unkonventionellen Vorgaben des städtebaulichen Entwurfs von Teleinternetcafé und TH Treibhaus Landschaftsarchitektur. Die dort vor sechs Jahren festgelegte Strategie einer prozessualen Transformation in vier Baufeldern mit unterschiedlichen Entwicklungsgeschwindigkeiten muss aktiv von der Stadt moderiert werden und darf nicht zum Vorwand dienen, erst mal abzuwarten, was sich so »nach und nach«, wie es Josef Schmid nennt, ergibt. Das könnte die erste Aufgabe des Munich Urban Colab sein, noch bevor sein Bau beginnt: Vorschläge auszuarbeiten, wie sich das Kreativquartier zu einer wirklichen Smart City entwickeln kann, die sich nicht dem Zufall oder dem Spiel der Finanzwirtschaft überlässt, sondern außer technischer Innovation auch die soziale Komponente der ortsansässigen Künstler in einen moderierten Planungsprozess mit viel künstlerischem Spielraum integriert. Dann könnte das Start-up-Labor tatsächlich zum Kick-off werden, für das ganze Quartier: als Munich Urban Creative Lab. ||

Wie aus dem dänischen Schreiner Torben Hansen ein weltweit agierender Holzspezialist wurde, der in München neue Lösungen für den Innenausbau entwickelt hat.



Ganz links: **Penthouse in der Elbphilharmonie Hamburg**
© Brückner Architekten GmbH (Rendering)

Links: **Torben Hansen**
© Schotten & Hansen GmbH

Unten: **Penthouse-Baustelle in der Elbphilharmonie**
© Foto Oliver Jung



Pure Holztechnologie

CHRISTINA HABERLIK

Gerüche lösen Erinnerungen aus und rufen Bilder vor dem geistigen Auge wach, die bis in die Kindheit zurückreichen. Torben Hansen geht es so beim Geruch von sägefrischem Holz, den er erstmals wahrnahm, als er im Alter von neun Jahren mit seinem Vater eine Schreinerei besuchte. Dieses Initialerlebnis und die frühen Erfahrungen im elterlichen Auktionshaus mündeten in eine Schreinerlehre. Holz wurde zu seiner Passion. Hansen, Jahrgang 1959, im dänischen Svendborg aufgewachsen, ist nach wie vor holzbesessen. Fragt man ihn, was heute noch immer seine enge Verbundenheit mit dem Rohstoff Holz ausmacht, erzählt er von dieser Kindheitserinnerung, die so prägend für sein Leben wurde.

Irgendwie verschlug es ihn dann nach Oberbayern – von der Weite des Meeres in die Enge der Berge –, wo er eine Anstellung bei einem Möbelrestaurator namens Schotten fand, er verfeinerte dort sein Handwerk und entwickelte sogar zu den oft derben bäuerlich-rustikalen Truhen, Schränken, Kommoden eine Beziehung. Er begann sich intensiv mit der Provenienz, den Altersspuren und den Geschichten, die ihm diese Möbelstücke erzählten, zu beschäftigen. Wenn auf der Rück-

seite einer Schublade z.B. stand, »gemacht für Frau Soundso, im Jahre 1825«, studierte er die Methoden der vergangenen Jahrhunderte und übertrug sie in die Neuzeit. So erzählte Hansen und auch das Möbel eine authentische Geschichte und begeisterte damit seine Kunden. Er setzte sich mit den Werkstoffen von einst auseinander und wurde zu einer Art »Holzforscher«.

1984 gründete Torben Hansen die Firma Schotten & Hansen mit, die seither Weltruhm erlangt hat, und führt diese heute zusammen mit Bernhard Heinloth. Hansen kennt jede Holzart, weiß um ihre Beschaffenheit und entwickelte ein firmeneigenes Labor am jetzigen Standort Peiting, in dem er Stoffe aus der Natur analysiert, kombiniert und neu erschafft. Wachse, Öle, Harze, Pigmente – alles Natur und chemiefrei.

130 Mitarbeiter – seine »Arbeitsfamilie« – beschäftigt Hansen mittlerweile. Sein Credo ist die Liebe zum Material, er will Begeisterung bei seinen Mitarbeitern und Kunden entfachen und vor allem den Bezug zum Produkt herstellen: der Gleichgültigkeit und Degradierung zur bloßen Ware entgegenwirken. Das Ergebnis sind ausschließlich Unikate, individuelle Holz-

oberflächen, Böden, zwischendurch auch mal Interieurs für eine Yacht, die zum Großteil noch in handwerklicher Arbeit hergestellt werden. Die Holzböden, die aus dieser Manufaktur kommen, können ewig halten, wenn diese Zeitkategorie einen Sinn machen würde.

Hansen ist Visionär und hält Innovationen für etwas Unabdingbares. Hier wird nichts so gemacht, weil es schon immer so gemacht wurde, sondern hier wird Zukunftstechnologie sinnvoll eingesetzt. Als Torben Hansen von einem langjährigen Kunden gefragt wurde, ob er den Innenausbau einer Wohnung auf dem Dach der Elbphilharmonie übernehmen wolle, fiel ihm nicht mehr ein, wie das Wort heißt, das das Gegenteil von Ja bedeutet.

Damit begann ein Abenteuer, das fast nach Science-Fiction klingt und weitreichende innovative Folgen nicht nur für Hansens Schaffen, sondern auch – kühn prophezeit – radikale Veränderungen im Bereich des Innenausbaus nach sich ziehen wird. Seine Visionen setzt Hansen mit Mitstreitern um, die er sich suchte, und hat ein Zukunftsprojekt ins Leben gerufen: Gemeinsam mit den Münchner Architekten Laurent Brückner und Andreas Konle gründete er die Firma CORA, deren Zweck es ist, Planungen und Fertigungen für den Innenausbau zu erstellen, die dann bei Schotten & Hansen oder anderswo vorgefertigt werden und auf der Baustelle lediglich noch montiert werden müssen, inklusive aller Kabel – kurz, mit der kompletten technischen Gebäudeausstattung. Damit ist CORA in Deutschland Vorreiter auf diesem Sektor.

Praktikables Modell für Nachverdichtungen, nicht nur auf Konzertsaaldächern

Die besondere Herausforderung bei der Dachwohnung in Hamburg oder auch beim Innenausbau von Booten ist: Es gibt keine Ecken und Kanten, sondern lediglich organische Formen. »Schwieriger geht's nicht«, kommentiert Hansen, schaut aber ganz fröhlich dabei aus, denn er ist in seinem Element: Wie kommt das Runde ins Eckige? Per Scanner werden die geometrischen Abmessungen des Raumvolumens erfasst und dreidimensional dargestellt. Die Innenarchitektin Irena Richter entwarf für das Elbphilharmonie-Penthouse die Kubatur der Innenräume, die anmuten wie eine verschlungene Höhle in Weiß oder das Labyrinth eines arabischen Basars. Als nächster Schritt wurde ein »Mock-up«, ein Modell, in den riesigen Werkshallen in Peiting gebaut, 1:1 wohlgeformt, um danach dann die originalen Teile aus Porenbeton herzustellen. Oben, auf circa 100 Metern Höhe, mit dem wunderbaren Blick über den Hamburger Hafen und die Stadt, musste dann alles »nur noch« zusammenmontiert werden. Das spart unzählige Wege, Dreck und Lärm auf der Baustelle. Und gibt echtem Handwerk Zeit, sich professionell in den Werkstätten, außerhalb des baulichen Geschehens, vorzubereiten.

Im Zuge notwendiger Nachverdichtung wäre das Penthouse-Modell auch für Münchner Bauprojekte, nicht nur auf Konzertsälen, eine Überlegung wert. Dafür müssten lediglich die deutschen DIN-Normen angepasst werden. ||

Anzeigen

Die Technische Hochschule München im Nationalsozialismus 18|05 – 26|08|2018 NS-Dokumentationszentrum München

THMNS

TUM

Haus der Kunst München Südgalerie

PAUSE prelude

22. – 29.07. 2018

ERÖFFNUNG Samstag 21. Juli 2018 17 bis 20 Uhr

SYMPOSIUM Samstag 28. Juli 2018 11 bis 17 Uhr

Wolfgang Ullrich
Lambert Wiesing
Friederike Sigler
Joanna Warsza

(kv) Künstlerverband im Haus der Kunst München e.V. kvhdk-muc.de



Links: **Erasmus Grasser: Moriskentänzer »Zauberer«** | München, 1480
© Münchner Stadtmuseum,
Foto: Gunter Adler, Ernst Jank

Engelpietà | München, um 1480/90
© Diözesanmuseum Freising, Foto: Jens Bruchhaus



Seine Morisken kennt jeder, umso schwieriger ist es, Erasmus Grasser zu fassen. Das Bayerische Nationalmuseum widmet dem vor 500 Jahren gestorbenen Bildhauer die erste große Ausstellung überhaupt.

Tänzer und Charakterköpfe

CHRISTA SIGG

Gute alte Bekannte schaut man nicht mehr so genau an. Deshalb sind es vor allem Touristen, die im Münchner Stadtmuseum vor den Morisken stehen und bewundernd den Blick kreisen lassen. Dabei tragen die weder Lederhosen noch Trachtenhüte, Schuhplatteln sieht auch anders aus, aber in jedem Reiseführer werden die gelenkigen Kerle als typisch münchenerisch angepriesen. Und selbst diejenigen, die mit Kunst so gar nichts am Hut haben, bemerken das Außergewöhnliche: diese unerhörten Verrenkungen und exaltierten Gesten, die Anspannung kurz vor dem Sprung, die unglaublich raffinierten Kostüme und überhaupt die Exotik.

Man vergisst die gauklerhaften Tänzer nicht mehr – den galanten Hochzeiter, diesen gelockten Schönling, der sicher bei den Damen gut ankam, oder den Zauberer mit seiner imposanten Löwenkopfmütze und den flatternden Ärmeln. Das ging den Münchnern um das Jahr 1480 kaum anders, als sich der Oberpfälzer Erasmus Grasser mit vermutlich 16 dieser Figuren für weitere Großaufträge empfahl. Die Jahrhunderte überlebt haben zehn Exemplare, doch nur die Hälfte durfte aktuell vom Stadtmuseum an die Prinzregentenstraße ziehen. Und das ist gerade in diesem Fall sehr bedauerlich, bei näherer Betrachtung auch ein bisschen kleinkariert. Denn das Bayerische Nationalmuseum richtet tatsächlich die erste Überblicksschau aus – 500 Jahre nach dem Tod des Künstlers, an dessen Qualität keiner zweifeln wird. Schon gar nicht an seiner Bedeutung für München und Süddeutschland.

Dafür hat sich mit dem Diözesanmuseum Freising ein anderer, mehr als großzügiger Partner für diese längst fällige Präsentation gefunden. Und wenn Kirchenleute ihre Beziehungen nach oben spielen lassen, geschehen gelegentlich Wunder: Der fabelhaft restaurierte Heilig-Kreuz-Altar aus München-Ramersdorf ist hier bis ins kleinste Detail zu studieren. Aber nur bis Mitte Juli, dann muss dieses um 1482 entstandene, besonders erzählfreudige Ergebnis der Zusammenarbeit Grassers mit dem Malerkollegen Jan Polack zurück in die Wallfahrtskirche Mariä Himmelfahrt. Wobei Ramersdorf auch nicht aus der Welt ist.

Der eigentliche Kraftakt bestand allerdings darin, dass man sich in der Peterskirche vom imposanten, geradezu barock anmutenden Petrus und in der Frauenkirche von der aufwendigen Figurenausstattung des Chorgestühls getrennt hat. Und dieses durchaus kostspielige Opfer macht wirklich Sinn, denn im Nationalmuseum kann man nun wirklich vergleichen und gewinnt in dieser Konzentration auch als Laie einen Blick für die Eigenheiten des Bildhauers. Doch selbst in Fachkreisen gibt es einigen Nachholbedarf, die erste Grasser-Monografie erschien erst 1928, vorgelegt vom damaligen Generaldirektor des Nationalmuseums, Philipp Maria Halm, für den etwa die Morisken »die unvergleichlichen Verkörperungen ausgelassener Lebensfreude« und »eine unvergleichliche Wundergabe deutschen Humors« waren. Der muss an den Nazis unbemerkt vorbeigerauscht sein, als sie die Figuren nur fünf Jahre später bei der pathosgeladenen Grundsteinlegung des »Hauses der Deutschen Kunst« und dann bei diversen Festzügen zur Schau stellten.

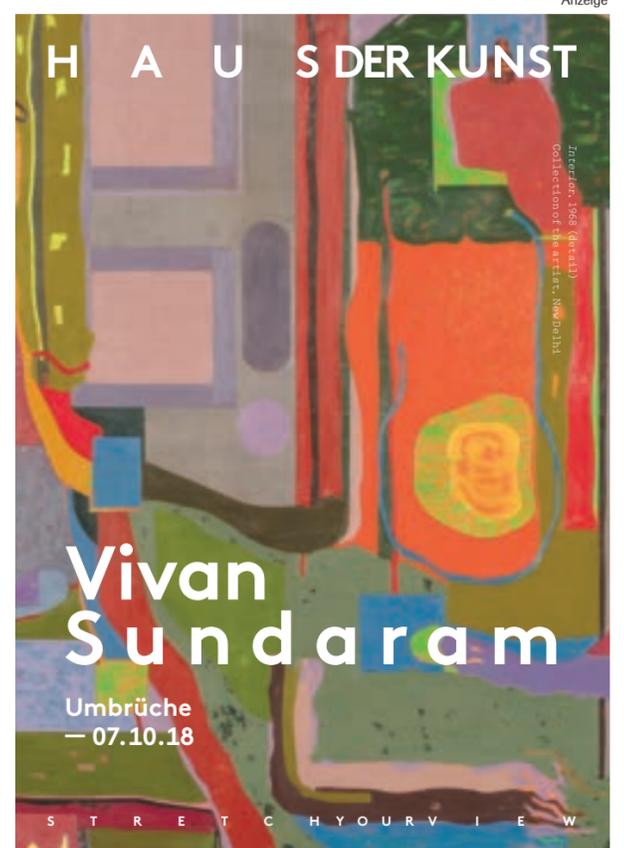
Verglichen mit Tilman Riemenschneider oder Michel Erhart ist im Fall des um 1450 geborenen Grasser jedenfalls noch einiges zu tun. Und es dürfte auch noch ein paar Zuschreibungen geben wie beim bislang wenig beachteten heiligen Erasmus aus dem Museum Erding (um 1490/1500). Mit seiner kräftigen Kinnpartie und den leicht hervortretenden Augen kann er Grasser kaum verleugnen. Genauso deutet das Spiel der Hände, wie hier das beherzte Hineingreifen in ein Buch, auf den Münchner Meister.

Grasser reizt der Ausdruck. Das höfisch Elegante ist nicht seine Sache, und auch die jungfräulich braven Madonnen mit ihren niedlichen Jesusknaben interessieren ihn sehr viel weniger als die Charakterköpfe betagter Männer. Das demonstrieren gerade die zwischen 1495 und 1502 entstandenen Propheten, Apostel, Evangelisten und Kirchenlehrer aus dem Liebfrauentempel. Erst aus der Nähe erfasst man, welches Repertoire an Physiognomien Grasser aufbieten kann, dass er Holzmaserungen für Falten und Fältchen nutzt, wie sehr diese Vertreter des Alten und des Neuen Testaments in teils intensive Dispute vertieft sind und doch jeweils für sich wirken.

Vor diesem Hauptwerk kann man nur zu gut verstehen, dass Mitglieder der Maler- und Schnitzerzunft den jungen Grasser 1475 in einem Schreiben an den Rat der Stadt München als »unfridlichen, verwornen und arcklistigen Knecht« diffamiert haben. Die um ihre Einkünfte besorgten Meister werden schnell begriffen haben, wie sehr der selbstsicher auftretende Eindringling aus Schmidmühlen sein Handwerk beherrschte. So einen hält man besser auf Abstand. Doch der Konkurrent war freilich nicht aufzuhalten und wohnte bald schon an der Dienenstraße zwischen den großen Kirchen und in Reichweite seiner potenten Auftraggeber. Ums Eck im Alten Hof residierte der macht- und prachtbewusste Herzog Albrecht IV., einen Katzensprung weiter tagten die Stadtoberen im Tanzhaus, dem heutigen Alten Rathaus, für das die üppig bezahlten Morisken bestellt wurden.

Aber woher kam dieser innovative Kopf, der eindringlich leidenden Christusfiguren und verklärten Heiligen etwas (be-)greifbar Irdisches geben konnte? Dessen derbgesichtige Schächer uns dreist den Hintern entgegenstrecken und bei dem selbst das Nebenpersonal anrührende kleine Geschichten erzählt? Beim Vergleich der regionalen Eigenheiten drängt sich die Ulmer Schule auf, man denke etwa an Hans Multscher in der Generation davor. Kurator Matthias Weniger sieht außerdem Bezüge zum international agierenden Starbildhauer Niclas Gerhaert, und hier könnten zwei Kirchen im Schwäbischen eine Art Scharnier bilden: In St. Georg bei Nördlingen hat Gerhaert bis 1462 den Hochaltaraufsatz geschaffen, zehn Jahre später dürfte Grasser in St. Blasius in Bopfingen am Werk gewesen sein; die Figuren legen es auf jeden Fall nahe. Leicht möglich, dass der längst in Wien engagierte Gerhaert den talentierten Grasser vermittelt hat und der sich auf diese Weise seine ersten Meriten verdienen konnte. Gerhaert starb übrigens 1473, die Werkstatt löste sich auf und die hochversierten Mitarbeiter waren auf der Suche nach neuen Posten und Aufgaben. Auch das würde die panische Reaktion der Münchner Zunftmeister erklären. ||

BEWEGTE ZEITEN. DER BILDHAUER ERASMUS GRASSER
Bayerisches Nationalmuseum München | Prinzregentenstr. 3
bis 29. Juli | Di bis So 10–18 Uhr, Do bis 20 Uhr
Führungen: **12. Juli**, 18 Uhr; **19. Juli**, 17 Uhr; **22. Juli**, 11 Uhr;
29. Juli, 11 Uhr | Kuratorenführungen: **15. Juli**, 14 Uhr; **26. Juli**,
18 Uhr; **29. Juli**, 14 Uhr
Kinderworkshop Reliefguss: **14. Juli**, 13.30–16.30 Uhr
Der prächtige Katalog mit eindrucklichen Fotoaufnahmen
(Hirmer, 408 S., 405 Abb.) kostet im Museum 39 Euro
www.bayerisches-nationalmuseum.de



Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnung mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

EISKALT

ERES Stiftung | Römerstr. 15 | bis 6. Oktober Sommerpause im August | Di, Mi, Sa 11–17 Uhr Führungen: Sa (jew. 15 Uhr), **7./21. Juli, 15. Sept., 6. Okt.** | Vorträge: (jew. 19 Uhr), **10. Juli:** »Fake news are no news«, Vortrag von Wissenschaftsforscherin Helga Novotny; **17. Sept.:** »Alternative Facts, climate change and conspiracy theories« von Stephan Lewandowsky (University of Bristol) plus Künstlergespräch mit Emma Stibbon (in engl. Sprache) www.eres-stiftung.de

In Ausstellungen zu gesellschaftsrelevanten Themen dient die Kunst in letzter Zeit häufig der Illustration bestimmter, von den Kuratoren vorgegebener Inhalte und Thesen. Umso



Emma Stibbon: »Broken Ground« | 2017 Tusche und Vulkanasche auf Papier, 211 x 148 cm © Emma Stibbon / Galerie Bastian, Berlin

erfrischender ist der Ansatz der ERES-Stiftung, der sich davon löst und der Kunst wieder ihre autonome Rolle zugesteht. Verantwortlich zeichnet der Künstler Stephan Huber, der nach anfänglichem Zögern dem Wunsch dieser Wissenschaft und Kunst verbindenden Institution nachgegeben hat, eine Ausstellung zum Thema Klimawandel zu kuratieren, indem er sich von einem eng gefassten Blick auf die aktuelle Klimadebatte distanziert und sich nach eigenen Worten für eine »konzeptuelle, kalte, distanzierte Oldschoolpräsentation der siebziger und achtziger Jahre« entschieden hat. Gezeigt werden deshalb nicht nur neuere Arbeiten, sondern auch künstlerische Positionen aus diesen Jahrzehnten. Das Kunstwerk an sich steht im Mittelpunkt. Das Thema mit seinen unterschiedlichen Auslegungen und Perspektiven dient als Klammer dieser klug ausgewählten und sehr ästhetisch eingerichteten Schau.

Stephan Hubers programmatisches Kalkül spiegelt sich im Titel der Ausstellung. Der Begriff »Eiskalt« überschreibt nicht nur die formalästhetische Atmosphäre der Präsentation, sondern zielt in seiner Mehrdeutigkeit sowohl auf das gegenläufige Phänomen zur Klimaerwärmung als auch auf die weit verbreitete Gefühlshaltung, die der Problematik mit Ignoranz, mit verfälschten Forschungsergebnissen, mit wissenschaftlichen Fake News begegnet. Davon zeugt auch der auf vieles anspielende Untertitel »Die dunkle Seite der Macht. Fake News, Selbstzerstörung, Normalität und Wassertropfen«.

»Die Lage ist normal« – der nüchterne Schriftzug von Gerhard Merz von 1982 stimmt den Besucher auf diese ambivalente Sicht ein. Der damalige Kontext hat sich verschoben, das Statement als Entrée der Ausstellung wirkt heute zynisch. Dem gegenübergestellt ist Judith Neunhäuserer mit ihrer Vor-Ort-Analyse der Arbeitssituation auf der Neumayer-Station am Südpol: Sie hat ihre Beobachtungen mit den überholten Hohle-Erde-Theorien gespiegelt und in eine komplexe Foto-Video-Installation und eine performative Arbeit umgesetzt.

Im zentralen Ausstellungsraum sind zwei Schwarz-Weiß-Arbeiten miteinander konfrontiert, die die beiden Antipoden des Themas »Eiskalt«, den Seelenzustand und das Naturphänomen, visualisieren: »Broken Ground« und »Uplifted Ground« von Emma Stibbon zeigen berstende Gletscherlandschaften. In eindrucksvoller Detailgenauigkeit mit Vulkanasche und Tinte gezeichnet, wirken die großformatigen Felsenformationen mit ihren canyonartigen Spalten und dunklen Abgründen in ihrer ganzen monumentalen Wucht wie Schreckensszenarien einer zugleich zerstörerischen wie zerstörten Natur. Die Arbeiten knüpfen an eigene Expeditionen in die Antarktis an wie auch an die Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts.

Demgegenüber spiegelt die kleine Zeichnung von Ken Adams mit Stanley Kubricks War-Room-Szenario aus dem Film »Dr. Seltsam oder: Wie ich lernte, die Bombe zu lieben« (1964) die nukleare Bedrohung der Welt. Der Entwurf für das Filmset zeigt die überdimensionierte unterirdische Schaltzentrale des Pentagon. Die Felsenlandschaften Stibbons finden in der Dynamik, Monumentalität und expressiven Dramatik des technoiden Ambientes ein überraschendes Pendant.

Um diese zentralen Arbeiten herum gruppieren sich thematische Einzugsbereiche aus unterschiedlichen Richtungen: etwa Hermann Pitz' überdimensionierte Wassertropfen von 1988 versus eine formal strenge Arbeit von Stephan Huber, der das einem »Marstheater« zugeordnete Drama »Die letzten Tage der Menschheit« von Karl Kraus mit vier Verschwörungstheorien fortgeschrieben hat.

Chris Burdens selbstzerstörerische Performance »Shoot« von 1971 korrespondiert mit der Videoarbeit von Sigalit Landau von 2000, die das Thema Selbstverletzung mit Hula-Hoop-Reifen aus Stacheldraht am Strand von Tel Aviv auf ein schwer erträgliches Niveau steigert. Dagegen stehen durchaus amüsante Positionen wie das skurrile Video von Felix Burger sowie der Kühlschrank mit Zäpfle-Bier und Caspar-David-Friedrich-Szenario im Eisfach von Matthias Kessler. || ew

TOULU HASSANI

Circling the Evolute

DAVID CLAERBOUT

The Pure Necessity

Galerie Rüdiger Schöttle | Amalienstr. 41 bis 3. August | Di bis Fr 11–18 Uhr, Sa 12–16 Uhr www.galerie-schoettle.de

Seit 50 Jahren besteht die Galerie Rüdiger Schöttle, eine der profiliertesten Kunsthandlungen Deutschlands bis heute, mit großen Namen wie Lawrence Weiner, On Kawara, Dan Graham und Rodney Graham, aus dem Bereich der Fotografie Jeff Wall, Thomas Ruff, Candida Höfer und Thomas Struth. Im Gründungsjahr 1968 kam auch »Das Dschungelbuch« in die deutschen Kinos, in der Synchronfassung von Heinrich Riethmüller, mit der Stimme von Klaus Havenstein als Affenkönig. Sein Jubiläum nun feiert Rüdiger Schöttle mit einem der Künstler, die ihm am Herzen liegen, dem belgischen Bildermagier David Claerbout (geb. 1969). Der wiederum hat sich mit dem »Dschungelbuch« auseinandergesetzt. In seiner Neuinszenierung gibt es freilich keine Stimmen, Dialoge, Songs – und keinen Mowgli!



David Claerbout: »The pure Necessity (unemployed bear)« | 2017 | Tusche, Bleistift, Acrylfarbe auf Papier, 66,5 x 102 cm © David Claerbout, Courtesy Galerie Rüdiger Schöttle

Im Erdgeschossraum zeigt Schöttle die junge Hannoveraner Künstlerin Toulou Hassani (geb. 1984), eine Position aus dem weiten und reichen Spektrum konstruktiver und konzeptueller Kunst, die Schöttle pflegt. Mit Feinminenstift und präzisiertem Pinselstrich in Öl auf Leinwand erzeugt Hassani, zum Beispiel, ein zartes türkises Gitternetz auf Violett oder rasterartige Strukturen, die an physikalische Feldlinien, Bildsprachen der Wissenschaft und Mikrostrukturen von Technik erinnern. Zu sehen sind auch Bildobjekte aus Kunstharz, deren erhabene bzw. vertiefte rechtwinklige Formen rasterartig zusammengesetzt scheinen. Reliefs, deren Skulpturalität und Bildstatus Fragen aufwirft. Aus acht Stücken beispielsweise formiert sich ein »Bild« als Rahmen. Solches Herstellen von Ordnungen ruft Suchbewegungen beim Betrachter hervor, nach Anfang, Ende und Wegführung, nach den Proportionen, nach der Logik der Struktur, nach dem Sinn. Der sich freilich in der Reflexion und Meditation bereits vollzieht.



David Claerbout: »The Algiers' Sections of a Happy Moment« | 2008 | Projection Details | Single channel video projection, black & white, stereo audio | © Courtesy of the artist and Fondation Louis Vuitton (2)

Meditativ wirkt auch Claerbouts 50-minütiges »Dschungelbuch«-Video im oberen Raum der Galerie, das hinter einem schneeweißen Teppich wandbreit abläuft. Grillen zirpen entfernt, ein Gewitter zieht auf, als die Geier auf dem Baum einfallen, dann klingt es wieder frühlingshell und das Wasser rauscht, Vögel singen. Menschen gibt es keine in Claerbouts »The Pure Necessity« (2017), bis auf die Wasserträgerin am Ende (der im Original Mowgli in die Zivilisation folgt), keine auf den Menschen bezogenen Interaktionen. Bei den Geiern denkt man nicht an die Beatles, der Bär Balu tanzt nicht. Pointen? Das Erzähltempo: langsam. Die Tiere leben ihr Leben, ohne Menschen. Die wurden nicht digital aus dem Disney-Klassiker und Kultfilm herausoperiert, sondern Claerbout hat seinen Film von zwölf Animationszeichnern über drei Jahre lang, Bild für Bild, neu erstellen lassen. Zwei Originalzeichnungen aus dem Arbeitsprozess sind bei Schöttle zu sehen. Den Meister neuer Erzählformen in der Videokunst präsentiert ab 14. Juli auch das Kunsthaus Bregenz. Darunter eine auf 1000 Jahre angelegte, gleichsam Real-Time-Animation des Verfalls des Berliner Olympiastadions. »The Pure Necessity« wird dort außen vor dem Gebäude projiziert. Zu sehen sind in Bregenz fünf Arbeiten, darunter auch das wunderschöne Video »Travel«. Ebenfalls im Portfolio hat Schöttle Claerbouts »The Algiers' Sections of a Happy Moment« (und im Juni auf der Art Basel gezeigt). Letztere beiden Videoinstallationen sind aktuell in München im Espace Louis Vuitton zu Gast. || tb

DAVID CLAERBOUT

Erzähl mir das Ende

Espace Louis Vuitton München | bis 25. August | Maximilianstr. 2a | Mo bis Fr 12–19 Uhr, Sa 10–19 Uhr | Führung: **23. 8.**, 19 Uhr, Anmeldung: info_espace.de@louisvuitton.com

Licht im Gefieder. Die Möwen retuschiert? Und kann man sich auf die Schatten verlassen im Zeitalter digitaler Bilder? »The Algiers' Sections of a Happy Moment« (2008) von David Claerbout zeigt eine Gruppe von Jungen und Männern auf einer Terrasse inmitten von Häusern und Dächern über dem Meer. Ein hoch umzäuntes Geviert als Ballspielplatz. Im Zentrum ein Mann, der mit erhobener Hand Möwen füttert, und ein Junge, der dabei zu ihm aufschaut. Beobachter am Rande, die in der schon sinkenden Sonne ihre Schatten werfen.

Der als Maler und Zeichner ausgebildete Claerbout schafft einzigartige Mischungen von Fotografie und Film. Und erweist sich dabei als



ein Meister der Zeit. Mit jedem Werk gelingt es ihm, unsere Wahrnehmung tiefgreifend zu verändern, wie die beiden Arbeiten aus der Sammlung der Pariser Fondation Louis Vuitton verdeutlichen. Zu sehen in deren Münchner Kunst-Showroom, links hinten vom Eingang des Lederwarengeschäfts. Wie Claerbouts Zeichentrickfilm »The Pure Necessity« – wie jeder Film – ist das Algier-Video aus Einzelbildern zusammengesetzt. Die sich hier allerdings nicht zur augentäuschenden Illusion durchgängiger Bewegung formieren, sondern als Lichtbild-Show unseren Sehsinn herausfordern. Ein 37 Minuten langer, die Zeit aufhebender »Film« aus »Stills«. Doch die Vögel im Flug wurden nicht von einer Drohne fotografiert. Und von wo überall nahm eine Kamera die Szenerie von oben und unten, von weit außen und mittendrin in den Blick? Die 600 einzelnen Bilder – sanft mit in Fluss gebracht von orientalischen Klängen – sind nämlich aus 50 000 Aufnahmen zusammengesetzt: die Architektur fotografiert in Algier, Mauerdetails in Belgrad, die Möwen in Ostende, die Menschen in Antwerpen, wo Clairbout (neben Berlin) lebt und arbeitet. Das vorab zu verraten nimmt dieser schwebenden Bilderzählung, die im Kopf entsteht, nichts von ihrer Magie.

Wer möchte nicht täglich Wundern begegnen? In der Sommerhitze oder im Starkregen ein Lichtspielhaus und darin einen Wunderwald betreten? Die ganze abendländische Waldeslust und Naturromantik zaubert Claerbout in einen 12-minütigen Spaziergang, »Travel« (1996–2003), dessen Geheimnisse nicht verraten, aber zur wiederholten Betrachtung empfohlen seien. || tb



Da ist noch ein Platz frei: Massimo Furlans Reenactment des Fußballspiels DDR-BRD 1974 als Performance
© Michael Pfitzner & Paul Valentin

Exclusive Art Munich PAM

Die Public Art Munich ist im Mai mit großen Versprechungen und großem Budget gestartet. Wie viel davon konnte umgesetzt werden und woran hakt es? Ein Halberzeitbericht.

MAXIMILIAN SIPPENAUER

Elfte Spielminute. Erste Aktion Kunst. Sparwasser-Imitator Franz Beil krümmt sich am Boden. Gelächter im Olympiastadion. Dann Gemurmel. Das war doch echt so, oder? Taschenradios werden justiert, UKW-Apps heruntergeladen. Die wenigen mit Empfang schütteln den Kopf. Im Originalkommentar kein Wort von einem Foul. Wenn sich der echte Sparwasser nicht verletzt hatte, dann also der Sparwasser-Darsteller? In einem Spiel ohne Gegenspieler und ohne Ball? Oder ist das Teil der Performance? Massimo Furlan jedenfalls stellt seinen Sepp Maier hinten im Kasten vor der Südkurve in voller Grandezza nach. Dann eskaliert es. Ein Flitzer stürmt den Rasen, splitterackt umarmt er erst Furlan, also Maier, springt dann in den olympischen Sandkasten, bis er von zwei todernten Securitys verfolgt, gefasst und unter Jubel abgeführt wird. Sanitärer schaffen Sparwasser, also Beil, vom Feld. Dann ist Halbzeit.

Der Auftakt des zweimonatigen, öffentlichen Kunstfestivals Public Art Munich ist ungewollt spektakulär. Nach einer recht pathetischen Eröffnungsrede von Kuratorin Joanna Warsza, in der in quasi-sakralem Duktus die Rolle der Kunst im öffentlichen Raum beschworen wird, läuft in Massimo Furlans Reenactment der legendären WM-Niederlage Deutschlands 1974 gegen das Team der DDR erst einmal alles schief. Das Grandiose dabei: Es offenbart sich das volle Potenzial von Performance, indem es zu einem dieser heiligen Momente kommt, da ein künstlerisches Konzept von Wirklichkeit und Zufall übermannt wird und aus dieser Krisis etwas viel Größeres entsteht. Trotz der fixen Trennung zwischen Spielfeld und Rängen ist die Distinktion Künstler-Zuschauer für einen Augenblick aufgehoben; gerade in diesem unwahrscheinlichsten historischen Moment der deutschen Teilung.

Die Kluft zwischen Angebot und Nachfrage, Wunsch und Wirklichkeit

Solche paradigmatischen Wechsel hatte Warsza im Vorfeld der PAM 2018 angekündigt, wenngleich dergestalt wohl kaum im Sinn. Sie sprach von »Game Changer« in der Art und Weise, wie wir auf die Stadt München blicken und durch sie auf die Welt. Nach mehr als der Hälfte aller Veranstaltungen zeigt sich: Gelegenheiten zur Perspektivenverschiebung gab es viele, genutzt wurden diese allerdings nur von wenigen. Woran liegt das?

Warsza setzte in ihrem Konzept im Gegensatz zu ihren Vorgängern nicht auf die eine bombastische Kunstaktion, sondern auf viele kleine und mittelgroße. Eine sympathische Entscheidung und eine mutige dazu. Denn mit dem ganzjährigen Faust-Festival, DOK- und Filmfest, den Opernfestspielen, dem Geburtstag der Villa Stuck oder nicht zuletzt der WM besteht über den kompletten Zeitraum der PAM ein extremes Konkurrenzangebot. Ein Aspekt, den Warsza und ihr Team gewaltig unterschätzt haben.

War die Eröffnung im Olympiastadion noch prominent mit einer Plakataktion beworben und dementsprechend relativ gut besucht, verzichtete man in der Folge auf größere Werbung, verließ sich auf Mund-zu-Mund-Propaganda und öffentliche Kanäle wie Facebook oder Instagram. Letztere wurden allerdings mit einem Elan betrieben, als ginge es um Einladungen zu WG-Partys. Foto von Pistazieneistüte vor einem Eröffnungspakat, Bildunterschrift: Habt ihr schon unsere kommenden Veranstaltungen gesehen? Wen lockte ein solch bildlich-rhetorisches Feuerwerk nicht auf die, gelinde gesagt, äußerst komplexe Webseite von PAM? Dabei ist es kein Geheimnis, dass es Instrumente wie professionelles Onlinemarketing gibt, die ein Publikum gezielt und überzeugend ansprechen können.

Bei dieser Werbestrategie aber nimmt es kaum wunder, dass der Großteil der Veranstaltungen mau besucht war. 30, 40 Menschen, die auf der Theresienwiese dem Flug der Taubendrohne folgen oder zu Ehren eines schwarzen Schwans einen Aperitif auf der Dachterrasse des Bayerischen Hofs nehmen. Für sehr viel mehr Geld, aber etwa genauso viele Besucher wurde die Allianz Arena aufgesperrt. Das Publikum haupt-



Kulturreferent Hans-Georg Küppers und Kuratorin Joanna Warsza bei der PAM-Eröffnung | © Sandra Singh
PAM-Pavillon am Viktualienmarkt | © Constanza Meléndez



sächlich Eltern der Jugendspieler. Das ist katastrophal für eine der Schlüsselperformances des gesamten Festivals. Dazu liegt der schicke Festivalpavillon, also der alltägliche Anlaufpunkt, völlig versteckt irgendwo in der letzten Ecke des Viktualienmarktes. Das stört aber keinen, denn die meisten in der Stadt wissen nicht einmal, dass es die PAM gibt.

Das ist fatal für ein Festival der öffentlichen Kunst, das mit einem Budget von über einer Million Euro ausgestattet wurde. Es wirkt mitunter, als amüsiere sich hier ein exklusiver Szenekreis, und passt sich damit hervorragend ein in die Klüngeltendenzen dieser Stadt, anstatt diese zu brechen. Wenn Alexander Kluge in der Kunstakademie vor vollem Haus spricht, das volle Haus aber vornehmlich aus Kunstakademiestudenten besteht, dann ist das im Übrigen keine Ausnahme, sondern Bestätigung dieser Regel.

Dabei haben Warsza und ihr Team ein in großen Teilen sehr kluges Programm zusammengestellt. Etwa Michaela

Mélians 24-stündige Musikinstallation, bei der man den vergessenen Plattenfundus des Amerikahauses durchforsten konnte. Ein angenehm unaufdringliches Problematisieren amerikanischer Kulturtechniken in der Nachkriegszeit als Münchner Diskurs mit absoluter Relevanz für das Heute.

Doch ein öffentliches, kostenloses Kunstfestival mit diesen finanziellen Möglichkeiten hat nicht nur die Aufgabe, tolle Projekte zu kuratieren, sondern darüber hinaus vor allem die Verantwortung, diese in eine breitere Öffentlichkeit zu integrieren. Denn nur im Zusammenspiel mit einem heterogenen Publikum kann es zu solchen Momenten wie bei der Eröffnung kommen. Alle Hoffnung also auf die zweite Halbzeit. ||

PUBLIC ART MUNICH 2018

Verschiedene Orte | noch bis 27. Juli | Programm, Events, Talks: <https://pam2018.de>

IDENTITÄTEN

Neun Ausstellungen rund um München
Eine Ausstellungsreihe der Landpartie-Museen rund um München

Gemäldegalerie • Bezirksmuseum •
Neue Galerie Dachau
Museum Erding
Museum Fürstenfeldbruck
Kallmann-Museum •
Schlossmuseum Ismaning
Bauernhofmuseum Jexhof
Museum Starnberger See Starnberg

THEATER
Metropol

von Jacques Prévert
KINDER DES OLYMP
Regie: Jochen Schölich

Wiederaufnahme ab 30.07.2018

www.metropoltheater.com

Anzeigen
Design: Tomek Wieczór

A

Do, 12.7.

MUSIK | Europäische Wochen
Passau: Anja Lechner und François
Couturier, »Moderato Cantabile«

Kurfürst-Max-Gymnasium, Burghausen | 19.00
Tickets: 0851/5609626 | <http://ew-passau.de/>

Weil die Festspiele Europäische Wochen Passau u. a. aus Personalgründen unerwartet heftig ins Straucheln geraten sind, setzen der Passauer Bürgermeister Steindl und sein Team nun umso offensiver auf internationales Niveau an den Spielorten Passau und Burghausen. »Uns geht es um den Europäischen Gedanken, um den Zusammenhalt und den Erhalt der Kulturachse Passau-Burghausen«, erklärt Steindl. Wir empfehlen einen Ausflug nach Burghausen mit ausführlicher Burgbesichtigung, einem Spaziergang am Flussufer und dem Besuch des Konzerts von Anja Lechner (Cello) und François Couturier (Klavier).

Fr, 13.7.

MUSIK | Münchner Rundfunkorchester: »Paradisi gloria«

Herz-Jesu-Kirche | 20.00 | Lachnerstr. 8
Einführung um 19.00 mit Susanne Schmerda
Tickets: 54818181 | www.rundfunkorchester.de
Ausstrahlung: 29.7, 19.05, BR-KLASSIK

Brücken in den ungarisch-slawischen Kulturraum schlägt das 3. Konzert der Reihe »Paradisi gloria«: Ivan Repušić präsentiert mit seinem Ensemble Chorwerke des ungarischen Komponisten Zoltán Kodály und Igor Strawinskys »Funeral Song«. In Zoltán Kodálys Musik verschmelzen musikalisch tiefe Religiosität mit volkstümlichen Traditionen. Strawinskys »Grabgesang« (1908) ist eine Verbeugung vor seinem verehrten Lehrer Nikolai Rimskij-Korsakow. Die Originalpartitur galt seit der Oktoberrevolution als verschollen und wurde erst 2015, nach über hundert Jahren, in Sankt Petersburg wiederentdeckt.

Fr, 13.7. bis Sa, 28.7.

MUSIK | Audi Sommerkonzerte

Ingolstadt | diverse Spielorte | Programm,
Tickets, Informationen: www.sommerkonzerte.de

Noch ein Ausflug, diesmal nach Ingolstadt, wo man auch ohne Auto gut hinkommt: Klassikstars wie Sol Gabetta, Jordi Savall, Patricia Kopatchinskaja und Fazıl Say sowie renommierte Orchester wie das Londoner Philharmonia Orchestra oder das Mahler Chamber Orchestra nehmen das Publikum in 13 Konzerten mit an musikalische Sehnsuchtsorte. Grenzen und Konventionen der Musikrezeption werden neu austariert und neue Potenziale ausgelotet, wie im Museum für Konkrete Kunst (18. Juli), mit ungewohntem Repertoire wie Stummfilm mit Orgel-Live-Improvisation von Cameron Carpenter (24. Juli) oder mit außergewöhnlichen Künstlerbegegnungen wie einem Streichquintett von PODIUM Esslingen und der Elektronikband DOP (28. Juli).

Mi, 18.7. bis So, 22.7.

AUSSTELLUNG | Mohammed Al Sadoun: »Spur« / »Ather«

Städtisches Atelierhaus am Domagkpark, halle50 | Mo bis Sa 11.00–21.00, So 11.00–18.00
Margarete-Schütte-Lihotzky-Str. 30 | Eintritt frei
www.domagkateliers.de | 22.7., 16.00: Künstler-sonntag mit Führungen durch div. Ateliers

Mohammed Al Sadoun, geboren im Irak, lehrt in den Vereinigten Arabischen Emiraten als Professor an der American University. Mit seinen Arbeiten ist er in Ausstellungen in den USA, Japan, Russland, Irak und Spanien vertreten. Im Domagkpark präsentiert er Objekte, Collagen und Zeichnungen, die während eines mehrmonatigen Aufenthalts als Gastkünstler im städtischen Atelierhaus entstanden sind. Seine Herangehensweise ist vom kritischen Blick auf die sozialen, politischen und kulturellen Zustände besonders im Nahen Osten geprägt. In seinen Performances verbrennt er Türen oder Haushaltsgegenstände, mit unvorhersehbaren Resultaten.

Fr, 20.7. bis So, 5.8.

LIVE-HÖRSPIEL
Walter Moers: »Die 13 1/2 Leben
des Käpt'n Blaubär«

Theater Wasserburg / Wasserburger Innkaufhaus, Event-Etage | Do–Sa 20.00, So 17.00
Infos und Tickets: www.theaterwasserburg.de

Nach dem Motto »Das Leben ist zu kostbar, um es dem Schicksal zu überlassen« lässt Walter Moers seinen blauen Bären solch wundersame Welten bereisen, dass sich vor lauter Flunkerei die Planken biegen. Käpt'n Blaubär ist dabei keineswegs nur per Schiff auf dem Wasser unterwegs. Er bereist mal zu Fuß, mal mit anderen Hilfsmitteln allerlei groteske Landschaften. Dabei begegnen ihm viele skurrile, keineswegs immer nur nette Zeitgenossen. Das Theater Wasserburg präsentiert für Zuhörer jeden Alters diese Welt der Ungeheuerlichkeiten als Livehörspiel. Leitung: Nik Mayr

Sa, 21.7. bis So, 29.7.

AUSSTELLUNG
Künstlerverein: »PAUSE (prelude)«

Haus der Kunst, Südgalerie | 19.00 | Prinzregentenstr. 1 | tägl. 10.00–20.00, Do 10.00–22.00
Eröffnung mit Performance: 21.7., 17.00–20.00
Performances von Martin Krejci (Institut für Leistungsabfall und Kontemplation), Mikolaj Polinski und Misa Shimomura: 22.7., 15.30–18.00 | Kuratorienführungen: 22.7. und 29.7., 14.30 | Symposium: 28.7., 11.00–17.00 | Eintritt frei | www.kvhdk-muc.de

Der Künstlerverein im Haus der Kunst präsentiert – kuratiert von Courtenay Smith, Albert Coers und Alexander Steig – 24 Positionen, die sich der Pause, dem Ausruhen, dem Stillstand widmen, aber auch gegenläufige Zustände betrachten. Zeitgenössische Musik, performative Praxis und Kunst messen der Pause einen hohen Stellenwert bei. Neben dem zeitlichen Aspekt der Pause spielt auch die Leere als Gegensatz zur Fülle räumlich eine Rolle. Ein Symposium mit Wolfgang Ullrich (»Das Museum als Schlafsaal«), Lambert Wiesing, Friederike Sigler und Joanna Warsza reflektiert die künstlerischen Ansätze auf theoretischer Ebene.

Do, 26.7.

MUSIK | Kerstin Heiles singt
Edith Piaf

Münchner Künstlerhaus | 19.30 | Lenbachplatz 8
Tickets: München Ticket

Edith Piaf betörte mit ihren Chansons Millionen von Menschen. Ihr Leben war wie ein Roman. Vor einigen Jahren rührte Kerstin Heiles als Edith Piaf in der Komödie im Bayerischen Hof das Publikum zu Tränen – zu Recht. Mit Christoph Pauli am Flügel und Manfred Manhart am Akkordeon begibt sie sich nun erneut auf die Spuren der großen Chansonnière. Mit Gänsehautgarantie!

Do, 26.7.

MUSIK UND LESUNG
Balladen-Abend

Schloss Nymphenburg, Nordflügel-Innenhof
20.00 | Tickets: www.creargo.de

Die klassische Ballade wird seit Langem unterschätzt, obwohl sie dem veränderten Lese- und Zuschauerverhalten und verkürzten Auffassungs- und Konzentrationszeiten so sehr entgegenkommt. Als kunstvolle Essenz klassischer Dichtung zwingt sie große Gefühle in eine prägnante Form. Sie ist nie zu lang, immer spannend, und dabei meist leicht zu verstehen. Der Zuhörer findet sich dank der Sprachgewalt atemlos im finsternen Wald, im wahnhaften Liebeskummer oder in tragischen Familienverstrickungen wieder. Christian Nickel und Tobias Maehler rezitieren die berühmten Balladen von Schillers »Handschuh« bis Goethes »Erkönig«, Benedikt Eder und Katharina Khodos (Piano) bringen die berührenden Vertonungen von Franz Schubert und Robert Schumann zu Gehör.

M

bis Fr, 27.7.

AUSSTELLUNG
»Eines Morgens vielleicht«

Galerie der DG, Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst e.V. | Di bis Fr 12.00–18.00
Finkenstr. 4 | www.dg-galerie.de

In diesem Jahr feiert die DG ihr 125-jähriges Bestehen. Zum Jubiläum präsentiert die Galerie acht Künstlerinnen und Künstler, die zum Thema »Eines Morgens vielleicht« Arbeiten entwickelt haben. Sie zeigen Fotos, Installationen, Malerei, Film, Objekte und Skulpturen. Grundlage der Ausstellung ist das Gedicht »Eines Morgens vielleicht« von Eugenio Montale (1896–1981): »Eines Morgens vielleicht, schreitend in einer Luft, gläsern und dünn, wend ich mich um und sehe sich das Wunder vollzieh, das Nichts mir zur Seite, Leere im Rücken (...).«

bis Fr, 27.7.

AUSSTELLUNG
Lea Grebe und Silvia Schreiber

Karin Wimmer Contemporary Art
Mi, Do, Fr 14.00–18.00 | Amalienstr. 14
www.karinwimmer.com

Hier treffen zwei Konzepte aufeinander, die in ihrer Unterschiedlichkeit interessante Berührungspunkte aufweisen: Lea Grebe beschäftigt sich mit Insekten und untersucht den Prozess des Lebendigen und das Phänomen der Vergänglichkeit. Mit Bronzegüssen, Zeichnungen und raumgreifenden Installationen thematisiert sie kritisch den Umgang mit der uns umgebenden Natur. Parallel präsentiert Silvia Schreiber neue Arbeiten aus Glas, Metall und Papier, in denen sie sich intensiv und kontinuierlich mit dem menschlichen Körper und seiner Umgebung auseinandersetzt.

bis Sa, 28.7.

AUSSTELLUNG
»Alles rund – Punkt Kreis Kugel«

Galerie Handwerk | Di, Mi, Fr 10.00–18.00
Do 10.00–20.00, Sa 10.00–13.00
20.7. geschlossen | Führungen jeweils Do, 18.30
Max-Joseph-Str. 4, Eingang Ottostraße
www.hwk-muenchen.de

Ohne die klassischen geometrischen Formen Punkt, Kreis und Kugel kommt die handwerkliche Gestaltung seit Jahrtausenden nicht aus. Sie ziehen sich durch alle Epochen und existieren in allen Kulturkreisen. Und es ist erwiesen, dass runde Formen, oft Symbol für die Unendlichkeit, glücklich machen: Grund genug, ihnen eine eigene Ausstellung zu widmen, mit 40 Künstlern aus Europa, Japan und Südkorea, die sich überraschend unterschiedlich den Spannungsverhältnissen von Form und Fläche in den Bereichen Schmuck und Gerät, Keramik, Glas und Textil nähern.

Do, 26.7.

FIGUREN- UND OBJEKTTHEATER
15 Minutes of Fame

Versicherungskammer Bayern | 19.30
Wargauerstraße 30 | Tickets: www.eventim.de
www.giesinger-bahnhof.de

Der Giesinger Kulturpreis wird alle zwei Jahre von der Versicherungskammer Kulturstiftung und dem Kulturzentrum Giesinger Bahnhof in wechselnden Kategorien ausgeschrieben und bietet junger, experimenteller Bühnenkunst eine Plattform. 2018 steht zeitgenössisches Figuren- und Objekttheater im Fokus: 15 Minuten haben die Teilnehmer Zeit, um das Publikum und die Jury mit ihren Bühnenstücken zu überzeugen. Im Finale erzählt Sarah Wissner vom Altraum einer Puppenspielerin: Nicht sie bewegt die Figur, sondern umgekehrt! Emilien Truche tritt mit seinem Doppelgänger auf. Anna Kuch setzt in »Die Würstchen der Wahrheit« ein philosophisches Werk mit Masken in Szene. Laura Witzleben spielt ebenfalls mit Masken mit Geschlechterstereotypen, und Rafi Martin verfolgt mit Objekten die Spuren seiner Familie zurück nach Russland.

bis So, 29.7.

AUSSTELLUNG
KloHäuschen: »Displaying Strategies«

Gartenlaube der Kunst Ottobrunn | Am
Bogen 21, 85521 Ottobrunn | **KloHäuschen, Großmarkthalle Westtor** | Thalkirchner Str./Ecke
Oberländerstr. | www.kh-biennale.world

Seit 2009 lädt Anja Uhlig im Zuge der »Maßnahmen zur Besetzung des Klohäuschens an der Großmarkthalle« wechselnde Kuratoren, Künstler und Gäste in das ehemalige Herrenpissoir an der Münchner Großmarkthalle ein, um gemeinsam mit dem Raum etwas Neues entstehen zu lassen. Bei der diesjährigen »KloHäuschen Biennale« ließ sich Anja Uhlig zusammen mit dem Kurator Pietro Tondello vom Konzept der documenta 14 inspirieren und bespielt mit ca. 40 Künstlern (Rasso Rottenfußer, Andi Mitterer, Judith Egger, Stephanie Felber u.v.m.) nun ebenfalls zwei Orte: bis 22.7. die Gartenlaube der Kunst in Ottobrunn, von 19.7. bis 29.7. das KloHäuschen an der Großmarkthalle. Am 14.7. (9.00–18.00) findet der Parcours »Das Vergessene erinnern« mit Christian Jacobs (www.earnestalgernon.de) statt, der mit den Teilnehmern von der Gartenlaube in Ottobrunn bis zum KloHäuschen wandert. Der Parcours endet gegen 18 Uhr am KloHäuschen mit einer kleinen Preview der Ausstellung, die am 19. Juli eröffnet wird.

So, 29.7.

MUSIK
Lee Ritenour & Dave Grusin

Technikum | 19.00 | Speicherstr. 26
Tickets: Myticket

Lee Ritenour, in den späten Sechzigern unterwegs mit The Mamas and The Papas, gilt seit Jahrzehnten als einer der weltweit besten Gitarristen. Er hat insgesamt mehr als 40 hitträchtige Alben aufgenommen und wurde mit unzähligen Preisen ausgezeichnet. Ritenour, Gründungsmitglied von Fourplay, der wohl erfolgreichsten Band im zeitgenössischen Jazz, spielt heute mit dem nicht weniger legendären Pianisten Dave Grusin, Filmkomponist, Jazzmusiker und Mitbegründer des Indielabels GRP Smooth Jazz vom Feinsten.

Mi, 1.8. und Do, 2.8.

MUSIKTHEATER | werkmünchen:
»Reise zum Mittelpunkt der Erde«

Einstein Kultur, Halle 3 | 20.00 | Einsteinstr. 42
Tickets: karten@theater-werkmuenchen
www.theater-werkmuenchen.de

Zwölf junge Opernsolisten aus München, Stuttgart und Hamburg begeben sich mit Professor Lidenbrock auf eine Reise in die (ehemaligen) Lehmgebiete von Bogenhausen. Das Publikum trifft auf der Expedition Tamino und Pamina, Brünnhilde, singende Saurier, den Riesentuba spielenden jungen Wiener Komponisten Alexander Chernyshkov und weitere typische Vertreter vom Mittelpunkt der Erde – frei nach Jules Verne.

bis So, 26.8.

AUSSTELLUNG
Andriy Hir: »Beast from the East«

Schaffhof – Europäisches Künstlerhaus Oberbayern | Di bis Sa 14.00–19.00, So und Feiertage
10.00–19.00 | Am Schaffhof 1, 85354 Freising | www.schaffhof-kuenstlerhaus.de | 24.7., 17.00:
Führung durch den Skulpturengarten mit Alexandra M. Hoffmann, Anmeldung bis 17.7.: info@schaffhof-kuenstlerhaus.de

Mythen, Magie und Aberglaube des Karpatengebietes sind die Themen des ukrainischen Künstlers Andriy Hir. Seit vielen Jahren erforscht Hir die Legenden der Gebirgsregionen in der Ostukraine und hat eine eigenständige Bildsprache gefunden, sein Wissen visuell zu kodieren und atmosphärisch weiterzugeben. Das Ergebnis dieser tiefgründigen und gleichzeitig humorvollen Recherche sind großformatige Gemälde und Figuren – wie Mana, eine der legendären Gestalten, die in den Wäldern lebt und mit verstellter Stimme Menschen aufluert.